

The book cover features a textured, golden-brown background. At the top, there is a horizontal band with a pattern of musical notes and a treble clef. The bottom half of the cover is dominated by a large, detailed illustration of a violin and its bow, also rendered in a golden-brown, textured style. Scattered throughout the background are various musical notes and clefs, creating a rich, musical atmosphere.

Roman

Stainers letzte Geige

Heinz Peller

Q
indie

Heinz Peller

Stainers letzte Geige

Heinz Peller, geboren 1954, arbeitete den Großteil seines Lebens als Fachjournalist und Chefredakteur von Computermagazinen sowie in der Programmierung von Websites.

Schon immer faszinierte ihn die klassische Musik, ihre Instrumente und deren Entstehung. Seit einigen Jahren beschäftigt er sich nun ausschließlich mit historischen Studien, deren erste Umsetzung der Roman »Stainers letzte Geige« ist. Weitere Werke sind in Planung.

Eigentlich sollte der Journalist Rudi Meier über den millionenschweren Handel mit alten italienischen Violinen recherchieren. Doch dann bringt ihn der dubiose Händler Machinger auf die Spur einer verschwundenen Geige aus dem 17. Jahrhundert, die angeblich ein Geheimnis birgt. Immer tiefer taucht er zusammen mit der rätselhaften Musikwissenschaftlerin Leonie in das aufregende Leben des legendären Tiroler Geigenbauers Jakob Stainer ein, der im Wahnsinn endete und dessen Instrumente einmal höher gehandelt wurden als die von Stradivari.

Heinz Peller

Stainers letzte Geige

Ein historischer Roman über den Geigenbauer
Jakob Stainer (1619-1683)
mit kriminalistischer Komponente
in der Gegenwart

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Copyright © 2014 by Heinz Peller
Alle Rechte vorbehalten

Heinz Peller
Aach 34, 87534 Oberstaufen

Lektorat und Korrektur: Inge Graf

Titelmotiv: © AnnaPa - Fotolia.com
Titelgestaltung: Heinz Peller

ISBN-13: 978-1496162472

ISBN-10: 1496162471

Inhalt

Prolog – November 1682 – 7

Kapitel I

Dienstag, 22. Mai 2012 – 9

1632 – Der Weg nach Venedig – 55

Kapitel II

Mittwoch, 23. Mai 2012 – 109

1637 – Lehrjahre in Venedig – 161

Kapitel III

Donnerstag, 24. Mai 2012 – Fehler! Textmarke nicht definiert.

1645-1647 – Hochzeit und Wanderjahre – 273

Kapitel IV

Freitag, 25. Mai 2012 – 333

1668-1669 – Das Häresieverfahren – 389

Kapitel V

Samstag, 26. Mai 2012 – 447

1670-1682 – Die letzten Jahre – 509

Danksagung – 555

Vorbemerkung

Alle Personen, Handlung und Institutionen der Gegenwartsebene sind frei erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden Personen rein zufällig.

Neben Jakob Stainer sind auch fast alle anderen Personen und Ereignisse der historischen Ebene verbürgt. Der Roman verfolgt die Geschehnisse, wie die Quellen sie überliefern, und erzählt in Episoden, wie die Personen sie erlebt haben könnten.

Weitere Informationen über die historische Person Jakob Stainer, seine Lebensdaten, wichtige erhaltene Instrumente und mehr gibt es auf www.jakob-stainer.de.

Eine grafische Darstellung der Bestandteile der Geige mit Erklärungen findet sich auf www.jakob-stainer.de/Geige.

Prolog – November 1682

Mit einem Seufzer legte der alte Mann behutsam die frischgeleimte Geige auf den Tisch zurück. Draußen war es bereits dunkel und die drei Kerzen spendeten nur wenig Licht in seiner Werkstatt. Aber er wollte die Sache an diesem Abend zu Ende bringen.

Eben hatte er die Decke aufgeleimt und mit Holzzwingen fixiert. Er fühlte, er musste sich beeilen. Über die Jahre hatte er gelernt die Anzeichen zu deuten, die ankündigten, wie der nächste Anfall langsam in seinem Kopf zusammenkroch. Seine Frau und seine Töchter sagten, es dauere jedes Mal länger, bis er in die Welt zurückfinde. Irgendwann würde es keine Rückkehr geben.

Doch nun war sein Werk getan, die letzte Geige, sein Vermächtnis, war fertig. Zwar musste sie noch lackiert werden. Aber das konnte seine Tochter Elisabeth machen. Er hatte ihr viel beigebracht von seiner Kunst. Als Frau würde sie trotzdem nie seine Werkstatt führen können. Und das sollte auch kein anderer tun.

Ihm war kalt geworden. Vom Herd in der Küche nebenan kam durch die offene Tür nur wenig Wärme. Er machte zwei Knöpfe seiner Jacke zu, als ob das gegen die Kälte helfen würde, und kicherte in sich hinein: »Warte nur, Jakob, gleich wird dir wärmer werden.«

Er schlurfte in die Ecke des Raums, zog einen Schlüssel aus seinem Hosenbund und sperrte das Schloss einer Truhe mit mehreren Umdrehungen auf. Heraus holte er fünf kleine Säcke und einen dicken Packen Papier. In der Truhe verblieb nur ein grober Lederbeutel mit Münzen. Ersparnisse, die er heimlich zur Seite gelegt hatte – trotz seiner vielen Schulden. Zur Regelung der finanziellen Misere hatte im Sommer der Mann seiner verstorbenen Tochter Maria bei ihm angeklopft. Sein Schwiegersohn, der Salzbergoffizier Blasius Keil, hatte ihn zusammen mit dem Rechtspfleger von Thaur aufgesucht. Der Blasius würde ihm sein Anwesen zu einem guten Preis abkaufen. Mit verbrieftem Wohnrecht für seine Familie. Ihn selbst wollten sie unter Kuratel stellen, weil er immer wieder für längere Zeit ganz geistlos sei. Sollten sie machen. Ihn kümmerte das nicht mehr.

Noch heute Nacht würde er seiner Frau Margareta den Schlüssel zur Truhe geben. Sie konnte sich um das Geld kümmern.

Die Säcke und die Papiere aus der Truhe trug er in die Küche hinüber und legte sie neben dem Herd ab. Eine Weile starrte er auf den Stapel von Blättern, die voller geometrischer Figuren waren und eng beschrieben mit wiederholten Rechnungen und Zahlentabellen. Wie lange hatte er nach der Lösung, der Erlösung, der Vollkommenheit gesucht und was war dabei nicht alles geschehen!

Schließlich gab er sich einen Ruck, griff zum Schürhaken und zog damit die eiserne Herdplatte ein wenig zur Seite. Ein Blatt nach dem anderen knüllte er zusammen und steckte es in das Feuerloch. Als sämtliche Papiere verbrannt waren, öffnete er das erste Säckchen. Er nahm zuerst eine Holzplatte heraus, die in etwa die Umrisse eines Geigenkorpus hatte, und legte sie in die Glut. Die restlichen großen und kleinen Hölzer schüttete er darüber.

Da war wieder das Stechen im Kopf. Er musste schneller machen. Die Flammen griffen zügig nach dem alten, trockenen Holz. Als das Feuer ein wenig heruntergebrannt war, warf er den nächsten Sack darauf, ohne ihn zu öffnen. Schließlich hatte er alle Zeugnisse vernichtet. Er schob die Eisenplatte über die Feueröffnung des gemauerten Herds. Ein Blitz zuckte hinter seiner Stirn und er wankte in seine Werkstatt zurück.

Dort löschte Jakob Stainer zwei der Kerzen und setzte sich zu der letzten brennenden an seine Werkbank. Wehmütig betrachtete er eine Weile im schummrigen Licht die Geige auf dem Tisch. Wahrscheinlich würde er nie ihren Klang hören. Es würde ein außerordentlich feiner Klang sein, davon war er überzeugt. Traurig flüsterte er ihr zu: »Du bist die Beste. Aber jetzt ist es genug.«

Kapitel I – Dienstag, 22. Mai 2012

»... 200.000, 210.000, 220.000, 220.000, noch ein Gebot?« Der Auktionator bei Sotheby's ließ den Blick durch den Raum schweifen. Er war auf der Suche nach weiteren Meldungen. Bei einigen Damen und Herren in der letzten Reihe verweilte er etwas länger. Hinter einer Batterie schwarzer Telefone saßen in teuren, diskreten Anzügen und Kostümen die Anwälte und Vermögensverwalter, deren potente Klienten meist anonym bleiben wollten. Die Sammler, Enthusiasten und Geldanleger aus nahen und fernen Ländern meldeten ihre Gebote in die schwarzen Telefone, die sie mit dem renommierten Auktionshaus in London verbanden. Doch auch in dieser exklusiven letzten Reihe, die ein wenig erhöht über der Bestuhlung des kleinen Saals verlief, rührte sich nichts mehr.

»220.000 zum Ersten, 220.000 zum Zweiten, 220.000 Pfund zum Dritten.« Der Hammer fiel. »Für den Herrn mit der Nummer 027.«

Ohne sich weiter mit dem eben verkauften Objekt aufzuhalten, fuhr der Versteigerer fort: »Mit der Katalognummer 68 kommt eine Violine von Jakob Stainer aus dem Jahre 1655 zum Aufruf. Mindestgebot 25.000 Pfund.« Ein Angestellter hatte sofort nach dem letzten Hammerschlag die Drehwand neben dem Auktionator betätigt. Die gerade versteigerte Vuillaume-Geige verschwand und dafür erschien die Stainer, die an der mit rotem Stoff bespannten Wand befestigt war.

Als der Name *Stainer* fiel, tastete Rudi Meier unwillkürlich nach dem Papier in der Innentasche seines Jacketts, auf dem er sich eine Liste von Streichinstrumenten notiert hatte. Gleichzeitig fixierte er den Herrn in der beige-karierten Jacke aus feinstem Zwirn. Der war die Nummer 027, hatte soeben für 220.000 Pfund plus Auktionsgebühren eine Violine von Jean-Baptiste Vuillaume aus dem Jahre 1842 erworben. Nach dem Zuschlag strebte er rasch von seinem Platz in der vierten Reihe auf eine kleine Seitentüre an der rechten Vorderseite des Auktionsraums zu. Ihm folgte eine Frau. Rudi Meier konnte ihr Gesicht nicht sehen, vermutete aber, dass sie nicht mehr ganz jung war, denn sie hatte bereits einige graue Strähnen im Haar. Sie vermochte mit dem Herrn kaum Schritt zu halten. Das lag weniger an der großen Umhängetasche, die ihr

ständig von der Schulter zu rutschen drohte, oder dem roten Dufflecoat, den sie unter den Arm geklemmt hatte. Fast unmerklich zog sie den linken Fuß etwas nach. Sie versuchte wohl, die leichte Behinderung zu kaschieren, musste dafür langsam, beinahe gesetzt gehen.

Hinter der Tür, durch die die beiden verschwanden, wurden die üblichen Formalitäten erledigt, wie etwa das Ausschreiben von Schecks. Gerne nimmt man bei Sotheby's auch Bares, da macht man keinen Unterschied. Natürlich müssen die Bieter vor den Auktionen ihre Solvenz nachweisen. Bei diesem Herrn in dem britischen Sakko prüften sie sicher nicht mehr die Bonität, dachte Rudi Meier. Wenn in den mondänen Auktionshäusern der Welt wertvolle alte Streichinstrumente aufgerufen wurden – der Geigenhändler Erwin Machinger war meistens zur Stelle. Sein Geschäft gehörte zum kleinen, aber erlesenen Kreis der weltweit tätigen Instrumentenhandlungen, die sich mit An- und Verkauf von *rare and fine instruments* befassten. Man könnte auch sagen, die den exklusiven Markt des Altgeigenhandels mit Amatis, Stradivaris und Guarneris, also den Bestand an alten italienischen Streichinstrumenten, kontrollierten.

Er war mit Erwin Machinger zum Lunch verabredet und erhoffte sich davon Insider-Details zum Geigenmarkt. Als Kulturreporter beim *Beobachter*, dem renommierten deutschen Wochenmagazin, recherchierte Rudi Meier hier in London für einen schönen Auftrag: ein großer Artikel über die ewigen Mysterien der Stradivaris, über deren letzte *Geheimnisse*, über Geld und Leidenschaften. Keine wirklich neue Idee, aber das Thema passte zu dem bunten Reigen an Zeitgeschichte, Esoterik und Boulevard, mit dem sein Magazin in den vergangenen Jahren versuchte, den Auflagenschwund abzubremsen und breitere Leserschichten anzuziehen. Rudi Meier war da pragmatisch geworden. Dieser Auftrag schien ihm ein Glückstreffer zu sein. Das bedeutete mehrere Wochen Zeit für die Informationsbeschaffung und ordentlich Spesen. Das behagte ihm überaus.

Außerdem war es ein persönliches Thema, denn er spielte selbst leidlich Geige, wenngleich er in seinem unsteten Beruf weniger als notwendig zum Üben kam. Bei diesen Recherchen sollten sich Gelegenheiten ergeben, ein paar dieser Fabelobjekte aus Cremona

von ganz nah sehen zu dürfen. Vielleicht durfte er sogar eine Stradivari berühren oder anspielen!

Er hatte befürchtet, der prominente Geschäftsmann Machinger würde sich zieren, als er dessen Sekretariat vor einer Woche seinen Gesprächswunsch mitteilte. Zu seiner Überraschung rief der Händler bereits am gleichen Abend persönlich zurück, gab sich leutselig und man vereinbarte diesen Termin zum Lunch für heute Mittag hier in London. Rudi Meier bedankte sich und wollte das Telefonat mit den üblichen Floskeln beenden: »Gute Reise«, »Wollen wir wetten, wie das Wetter in England ist?«

Aber Machinger sprach weiter. Ob sich sein Interesse rein auf alte italienische Objekte beschränke? Ob er sich schon einmal mit Jakob Stainer, diesem genialen Tiroler Geigenbauer des 17. Jahrhunderts, befasst habe. Tirol, das liege ja sozusagen vor seiner Haustür, wo er doch in München wohne. Rudi Meier gestand, dass sich sein Augenmerk bisher fast ausschließlich auf die alten Instrumente aus Cremona richte. Schließlich waren das die berühmtesten und die Werke von den Amatis, von Stradivari und Guarneri del Gesù errangen die schwindelerregenden Millionensummen. Das treffe zu, sei aber nicht immer so gewesen. Darüber müsse man ebenfalls reden. Ob er sich schon einmal mit verschwundenen und gestohlenen Streichinstrumenten befasst habe? Es gebe da im Internet Listen bei Interpol und dem FBI. Die solle er sich anschauen. Da stünden auch einige Stücke von Stainer drauf. Nun ja, vielleicht könne er ihm dazu in London etwas mehr erzählen. Besonders von einer.

Rudi Meier biss sofort an. Dubiose Geschäfte, grauer Markt, Halb- und Unterwelt, Kriminalität, das waren Würzmittel im Journalismus, damit ließen sich selbst schwache Texte aufs Treffliche garnieren. Nicht dass er schwache Texte schrieb – dennoch hatte er postwendend nach diesen Listen gegoogelt. Das Papier in der Innentasche seines Jacketts verzeichnete immerhin vier Stainer-Instrumente, die aktuell als gestohlen gemeldet waren. Er war gespannt, auf welches davon Machinger angespielt hatte. Warum sonst hätte der den Namen Stainers erwähnen sollen?

Rudi Meier versprach sich vom Gespräch beim Lunch einen optimalen Einstieg in das Thema, denn Erwin Machinger hielt viele Fäden in der Hand. Er war prädestiniert die Grundfragen dieses

Phänomens zu beantworten. Was machte ausgerechnet diese Instrumente so besonders? Wieso wurden 300 bis 350 Jahre alte Violinen immer mehr wert? Und weshalb kam der Markt für neue Geigen nicht so richtig in Schwung, wo doch auf der ganzen Welt jede Menge hochbegabter Geigenbauer zum Teil fantastisch klingende Instrumente fertigten?

In den letzten zwanzig Jahren waren die Preise für alte Cremonenser Geigen zu Millionensummen explodiert. Er wollte bei Machinger auf den Busch klopfen, wie sich dieser Markt nun in den Zeiten der Finanzkrisen verhielt. Außerdem reizte es ihn, die immer wiederkehrenden Vorwürfe anzutippen, beim Altgeigenhandel gehe es gelegentlich nicht mit rechten Dingen zu.

Diese Provokation würde er für den Abschluss aufheben, denn Rudi Meier vermutete, dabei könnte eventuell die Stimmung seines Gesprächspartners kippen. Schließlich war dieser in den vergangenen Jahren selbst einige Male mit Vorwürfen der Veruntreuung konfrontiert. Es gab sogar Gerichtsverfahren, doch Machinger ging daraus stets mit weißer Weste hervor – unter anderem deshalb, weil sich die Kontrahenten während des Verfahrens plötzlich darauf einigten, alles sei ein bedauerliches Missverständnis gewesen. Trotzdem, aktuell war wiederum eine Klage anhängig: Eine alte Dame behauptete, sie habe ein ganzes Streichquartett von Stradivari, also zwei Violinen, eine Viola und ein Cello, bei Machinger in Kommission gegeben, zu einem Schätzwert von 21 Millionen Euro – wenn die Instrumente echt waren. Machinger bestritt den Sachverhalt. Das Verfahren kam nicht recht weiter, weil angeblich Zweifel an der Seriosität der Dame aufkamen. Aus unbekannter Quelle hieß es, die Frau habe aus jungen Jahren eine Vorstrafe wegen Scheckbetrugs und sei demnach nicht besonders glaubwürdig. Das musste geprüft werden. Und so zog sich die Sache.

Gerne wäre er mit zusätzlichen Hintergrundinformationen zur Person Machingers in das Interview gegangen. Doch seine Recherchen und selbst das ausgezeichnete hauseigene Archiv seines Magazins gaben wenig her. Der gebürtige Wiener Geigenhändler war international erfolgreich, hatte hier und dort für sein kaufmännisches Bemühen beim Vertrieb hochwertiger Kulturgüter diverse Auszeichnungen und Orden eingeheimst. Er lebte luxuriös, aber

anscheind durchaus seriös. Leider hatte Rudi seinen alten Freund Gustl Weißmann nicht erreichen können. Der war Kulturredakteur bei der *Allgemeinen* in Wien und auch eine effiziente Quelle für Klatsch und Tratsch in der Szene. Als junge Spunde hatten sie zusammen bei der Münchner Lokalpresse gearbeitet. Solche Kärnerjahre verbinden. Sie hielten über die Jahre immer Kontakt, besuchten sich sporadisch und tauschten bei Bedarf Informationen zu aktuellen Recherchen aus. Doch jedes Mal, wenn er in den letzten Tagen in der Wiener Redaktion anrief, war besetzt. Als gäbe es dort nur eine einzige Leitung.

Rudi Meier war so in seine Gedanken versunken, dass er die merkwürdige Situation im Auktionshaus beinahe verpennt hätte. Fast flehentlich bat der Auktionator schon mehrmals um Gebote: Es fand sich kein Interessent für das Mindestgebot von 25.000 Pfund. Wieder und wieder ließ der Mann mit dem Hämmerchen seinen Blick im Saal schweifen, fixierte hier und da Personen, von denen jedoch jede kaum merklich den Kopf schüttelte oder demonstrativ an die Decke schaute. Schließlich beendete der Ausrufer mit einem Anflug von Resignation in der Stimme die Situation und zog das Objekt zurück. Die Stainer-Geige verschwand hinter der Drehwand.

»Mit der Katalognummer 69 bringen wir ein Violoncello von Giovanni Battista Ruggieri aus dem Jahre 1702 mit Zertifikat von Hill & Sons mit einem Mindestgebot von 50.000 Pfund zum Aufruf.«

Bevor der Auktionator die Gebotsserie für das nächste Objekt einleitete, erhob sich Rudi Meier möglichst geräuschlos und verließ ebenso leise den Raum. Er konnte es kaum fassen. 25.000 Pfund – um die 31.000 Euro –, das waren Kleinigkeiten gegenüber den Summen, mit denen sonst auf dem Altgeigenmarkt hantiert wurde. Er tastete nach seinem Papier im Jackett. Wieso sollte bei diesen Preisen jemand eine Stainer-Geige stehlen? Er war gespannt darauf, welche Erklärungen Machinger dafür wusste.

Eine Stunde später saßen sie sich im Pub *Old Stone* in der Waiting Street an einem kleinen Tischchen gegenüber. *Pub* war ein typisch britisches Understatement, denn es handelte sich um ein angesagtes Restaurant, das sich offenbar besonders bei den jungen Ban-

kern des nahen Finanzdistrikts gesteigerter Beliebtheit erfreute. Trotz jahrelanger Finanzkrise schien es in dieser Branche immer noch genug Menschen zu geben, die für einen kleinen *Express Business Lunch* so nebenbei den *Business-Lunch-Spezialpreis* von 80 Pfund hinlegen konnten. Immerhin gab es als Getränk ein Glas Wasser, Bier oder ein Viertel offenen Wein inklusive. Man gönnt sich ja sonst nichts.

Der Laden schien voll, am Eingang warteten einige geschniegelte junge Bürschchen auf Einlass. Die Damen – soweit in dieser Branche vorhanden – bevorzugten wohl ein anderes Speiselokal.

Rudi Meier hatte sich an der Schlange vorbeigedrängt, was erstaunte Blicke und leise Laute des Unwillens produzierte. »Machinger«, raunte er dem livrierten Einlasswärter zu, der die begehrten, raren Sitzplätze zuteilte.

»Sehr wohl, *Sir*.« Mit einer höflichen Geste nahm er das rote Sperrseil vom Haken, winkte einen Kellner herbei, flüsterte ihm eine Nummer zu und bat Rudi Meier ins Innere des Lokals. Es war als typischer Pub aufgemacht: reichlich Holz, viele Schilder, wenig Platz.

»Eine der wesentlichen Regeln erfolgreichen Marketings: Verknappe das Gut«, dachte sich Rudi Meier, als er hinter dem Kellner hertrötete. Es gab nur etwa zwanzig Tischchen. Dafür einen längeren Tresen, vor dem in Dreierreihen gedrängt das Bankervolk Snacks verzehrte, mit der einen Hand ein Tellerchen balancierend, mit der anderen die Gabel haltend.

So weit die Leute überhaupt zum Essen kamen. Sie hatten sich – deutlich hörbar – eine Menge zu erzählen. Plötzlich stutzte Rudi Meier, irgendetwas stimmte nicht. Jeder redete halblaut, aber kaum jemand mit einem im Raum. Erst allmählich begriff er: Fast alle hier telefonierten. Der *earbud* gehörte in der City fraglos zur Grundausstattung. Bei den Bankern schien er bereits im Ohr festgewachsen. Ob sie den Kopfhörer zum Duschen ablegten?, ging es Rudi Meier durch den Sinn. Wahrscheinlich gab es längst wasserfeste Exemplare. Wenn nicht – tat sich da eine Marktlücke auf? Telefonohrimplantate – ob das die Geschäftsidee wäre?

»*Sir*.« Der Kellner räusperte sich und wies auf ein Tischchen mit zwei freien Stühlen.

Rudi Meier schreckte auf. »Entschuldigung?«

»*Sir*, dies ist der reservierte Tisch von Herrn Machinger. Er hat angerufen, dass er sich um ein paar Minuten verspätet.« Seiner Miene und Stimme war anzumerken, dass er es nicht schätzte, wenn sich Gäste reservierter Tische verspäteten. »Darf ich Ihnen einen Aperitif bringen?«

»Führen Sie Weißbier?« Rudi Meier wollte einen Witz machen, aber der kam nicht an.

»*Sir*. Hefe, naturtrüb, altgelagert, vom Fass?«

»Hefe vom Fass«, versuchte ihn Rudi Meier noch einmal zu provozieren.

»Ein Hefe-Weißbier vom Fass. Sehr wohl, *Sir*.«

Aus unerfindlichen Gründen waren diese sprudelnden Biere vom Kontinent seit einigen Jahren auch in der City *all the rage*. Der Kellner empfahl sich mit hochgezogener Augenbraue.

Zehn Minuten später kam Machinger. Er benötigte keinen Führer zu seinem Platz. Der Livrierte nahm sofort das Sperrseil ab und grüßte formvollendet. Machinger nickte kurz, wechselte ein paar Worte mit dem Kellner, der ihm eilfertig entgegengekommen war, und stapfte zielstrebig auf seinen Tisch zu.

»Entschuldigen Sie die Verspätung. Es gab noch Formalitäten bei Sotheby's zu erledigen. Ich sehe heimatische Getränke! Weißbier, das ist eine ausgezeichnete Idee! Auch wenn es nicht zum Sushi passt, weil es den Eigengeschmack des Fisches doch zu stark überdeckt.«

Für Rudi Meier blieb unklar, ob er dies als Vortrag oder leichten Tadel verstehen sollte. Er hatte sich halb erhoben, die Füße unter dem Tischchen eingeklemmt, um Machinger zu begrüßen.

»Bleiben Sie sitzen. Genießen Sie das Privileg, in diesem Laden hier sitzen zu dürfen.« Er lachte etwas anzüglich, faltete sein Jackett zusammen, legte es auf der Fensterbank ab und zwängte sich hinter den Tisch.

Wie Rudi Meier wusste, war Machinger gerade 58 geworden, zwei Jahre älter als er selbst. Man konnte sein Alter schwer schätzen. Einerseits machte ihm, wie vielen Männern der reiferen Jahrgänge, ein Ansatz zur Stämmigkeit zu schaffen. Andererseits wirkte seine Figur durchaus sportlich, woran auch die leichte Gesichtsbraune beteiligt war. Fitnesscenter und Solarium, taxierte Rudi

Meier. Es war diese Bräune, die nicht in Freiluft und Natur entsteht, sondern in diesen merkwürdigen Grillstationen. Immer effektiv und keine Zeit verschwenden, das war das Motto gewisser Kreise. Rudi Meier versuchte bei Recherchen, möglichst ohne Vorurteile an die Menschen heranzugehen. Aber wenn schon die Gesichtsfarbe vorgegaukelt war, wie authentisch sollte dann der Rest sein?

»Ich habe mir erlaubt, gleich zu bestellen. Dieser englische Pub ist eines der besten japanischen Sushi-Lokale Europas. Der Chef stammt übrigens aus Italien. Der Koch ist immerhin Japaner und diplomierter Sushi-Meister. Ist die Globalisierung nicht grotesk? Darauf trinken wir ein bayerisches Weißbier!«

Machinger schien keine Antwort zu erwarten. Es war ihm genug, wenn er selbst über seine Scherze lachte. Während die ersten Tablettchen der Sushi-Auswahl geliefert wurden, sprang er zum nächsten Thema: »Sie haben die Auktion verfolgt? Unglaublich, was heute mit einer schlichten Vuillaume abgeht. *Schlicht* ist natürlich völliges Understatement, denn diese Violine ist ein wunderbares Instrument. Sonst hätte ich nicht mitgeboten, versteht sich.« Wieder dieses anzügliche Mann-von-Welt-Lachen. »Wussten Sie, dass die famose amerikanische Geigerin Hilary Hahn auf einer Vuillaume spielt? Schon seit Beginn ihrer Karriere. Dieser Jean-Baptiste Vuillaume hat sie als Kopie einer Guarneri del Gesù im Jahre 1864 gebaut. Die Nachfrage nach Vuillaumes hat in den letzten 20 Jahren deutlich angezogen – und damit auch die Preise. Aber wir sind bislang sehr weit, sehr, sehr weit vom Preisniveau der Stradivaris entfernt. Wahrscheinlich werden wir dieses Niveau weder mit Vuillaume noch mit irgendeinem anderen Geigenbauer je erreichen. Leider, leider, leider.« Diesmal konnte Rudi Meier das dazugehörige Lachen schon hören, bevor es wirklich erklang.

Machinger blickte verträumt zur Decke. Stellte er sich gerade die zu erzielenden Summen vor? »Womit wir beim Thema wären. Sie sagten am Telefon, Sie wollten einen Artikel über alte Geigen schreiben? Alte Geigen im Allgemeinen oder ...«, er schnalzte mit der Zunge, »... Stradivaris?« Erneut schien er von seinem Gegenüber keine Antwort zu erwarten, er fuhr gleich fort: »Natürlich gibt es viele schöne alte Instrumente. Von Guarneri del Gesù, Bergonzi, Guadagnini, Gagliano etc. etc. Geigen von Guarneri del

Gesù kommen auch auf siebenstellige Summen, der Rest spielt sich im sechsstelligen Bereich ab. Nur Stradivaris erreichen immer neue Rekorde. Haben Sie die Auktion im Juni 2011 bei Taurisio um Stradivaris *Lady Blunt* von 1721 verfolgt? Das Instrument gilt neben der *Messie* als das vollkommenste, das je geschaffen wurde. Eigentlich als DAS vollkommenste. Denn erstens liegt die *Messie*, *Messiah*, *Salabue*, wie auch immer man sie heißen mag, im Ashmolean Museum, Oxford, begraben. Entrückt dem Zugriff der Händler und der Spieler und den Ohren des Publikums. Zweitens kommt alle paar Jahre ein neuer Experte, der bezweifelt, ob die *Messie* überhaupt eine reinrassige Strad ist – was das Museum natürlich entschieden bestreitet. Also bleibt die *Lady Blunt* als wirkliche Königin. Sie hat bei dieser Auktion die sagenhafte Rekordsumme von 9.808.000 britischen Pfund erlöst. Nach damaligem Umrechnungskurs gab das 11.113.100 Euro, 15.856.400 US-Dollar.«

Machinger seufzte diesmal, statt zu lachen, und schob sich einen wasabigrünen Bissen Sushi in die Backe. Mit vollem Mund wollte er gleich wieder loslegen – solche Zahlen brachten sein Temperament wohl zusätzlich auf Hochtouren.

Rudi Meier platzte dazwischen: »Aber gab es nicht vor kurzem einen neuen Preisrekord – nicht für eine Stradivari, sondern für eine Guarneri del Gesù? Die sogenannte *Vieuxtemps*. Ein amerikanischer Mäzen soll dafür über 18 Millionen Dollar bezahlt haben!« Er musste mit etwas Fachkenntnis glänzen, fragte sich allerdings, wie und wann er das Stichwort *Stainer* ins Gespräch werfen und seine Liste aus der Tasche ziehen sollte. Machinger wedelte ungeduldig mit den Händen: »Natürlich. J & A Beare Ltd. hat die Sache getätigt.« Dazu schaute er missmutig. Schließlich war dieses altehrwürdige Londoner Haus einer seiner wenigen Konkurrenten und er hätte den Handel sicher gerne selber abgewickelt. Bei dieser Summe blieb eine recht nette Marge beim Händler hängen.

»Übrigens, hier kommt schon wieder unser Jean-Baptiste Vuillaume ins Spiel. Der hat diese Guarneri 1858 von einem Schweizer erworben und 1870 an den Geigenvirtuosen *Vieuxtemps* verkauft. Aber zurück zur *Lady Blunt*. Vuillaume hat das Instrument Mitte des 19. Jahrhunderts in Spanien aufgetan und 1864 an Lady Anne Blunt veräußert. Insgesamt wurde die Geige bis heute noch zehn

oder zwanzig Mal verkauft – je nachdem, ob Sie den Händler immer als eigenen Käufer dazurechnen. W. E. Hill & Sons waren, glaube ich, sieben Mal beteiligt.

Ja, in früheren Zeiten haben Händler solche Instrumente bisweilen selbst erworben und ein paar Jahre in ihrem Besitz gehalten, obwohl diese Geigen bereits in jenen Tagen verhältnismäßig teuer waren. Aber es war noch tragbar. Bei den Stradivari-Preisen heute ist das unvorstellbar. Lady Blunt hatte 260 Pfund gezahlt. Bei der damaligen Kaufkraft des Pfundes auch ein hübsches Stück Geld. Beim Verkauf 1971 brachte es die *Lady Blunt* schon auf 84.500 Pfund. Was der private Käufer von 2000 bezahlte und wie viel der wiederum 2008 von der Nippon Music Foundation, Japan, bekommen hat, ist nicht bekannt. Fraglos hat die NMF dabei einen netten Schnitt gemacht.«

Zufrieden mit seinem Zahlenwirbel lehnte er sich zurück und widmete sich den Sushis. Rudi Meier war beeindruckt. Nicht von den Preisen, die in diesem Markt herumflogen. Die kannte er, hatte er vorab recherchiert. Sondern vom Vortrag Machingers. Der Mann war ein wandelndes Lexikon.

»Haben Sie alle diese Daten im Kopf? Auch die Umrechnungskurse?«

»Ich bitte Sie!« Machinger tat pikiert. »Das ist mein Geschäft. Nicht nur die Instrumente zu kennen, zu bewerten und zu zertifizieren – man muss von jedem Objekt die gesamte Historie wissen, inklusive Preise der Verkäufe. Der Euro nützt mir dabei am wenigsten, denn Auktionen und Handel dieser Instrumente werden fast ausschließlich in Pfund und Dollar abgewickelt. Pfund einfach deshalb, weil der Stammsitz der wichtigen Auktionshäuser in London ist. Hier ist immer noch ein Hauptmarkt für wertvolle alte Instrumente. Außerdem schadet es nicht, die Kaufkraft der Summen zu verfolgen. So sehe ich, ob der Preis wirklich steigt oder nur die Inflation am Werk ist.« Machinger schloss mit einem kleinen, triumphierenden Lachen.

Er fingerte nach einem Lachs-Sushi und begann mit sichtlichem Genuss zu essen. Zu Rudi Meiers Erleichterung zerkleinerte er es diesmal mit geschlossenem Mund. Seiner selbstzufriedenen Miene nach hatte er alles Wesentliche erläutert. Nun kam nach Geigen das zweitwichtigste im Leben: Speis und Trank.

Rudi Meier schien die Zeit für einen der wunden Punkte gekommen, die er anschneiden wollte: »Sie erwähnten, es gebe Zweifel an der Echtheit der *Messie*. Wer zertifiziert eigentlich die alten Instrumente? Man sagt, ein hoher Prozentsatz der heute noch vorhandenen Stradivaris seien Fälschungen – zumindest bestehen Ungewissheiten. Schon 1937, bei der Jubiläumsausstellung in Stradivaris Heimatstadt Cremona, wurden von 2.000 eingereichten Objekten gerade einmal 40 als echt befunden. Das sind zwei Prozent! Inzwischen hat man technische Methoden, mittels derer man sicher weitere Nachbauten aufdecken könnte. Ich las, ein Kurator des belgischen Musikinstrumentenmuseums – mir ist eben der Name entfallen – hat in den letzten Jahren über 100 Instrumente in Museen und Sammlungen untersucht. Er behauptet, mehr als 80 Prozent seien keinesfalls von den Erbauern, denen sie zugeschrieben werden.«

Machinger spitzte die Lippen. »Neueste wissenschaftliche Methoden? Sie meinen diese Dendrochronologie? Wo die Leute Jahresringe im Holz zählen, deren Dichte messen und mit ihren Baumsammlungen im Computer vergleichen, um ...«

»Verzeihung, *Sir*.« Der Kellner unterbrach ihn mitten im Satz. Vielleicht wusste er um Machingers langatmige Redeschwälle und wollte nicht warten, bis der das nächste Mal Luft holte.

»Damit können Sie allenfalls ...« Machinger ignorierte ihn, doch der Kellner ließ sich nicht abwimmeln.

»Verzeihung, *Sir*.«

»Was gibt es?« Machinger hob unwirsch den Kopf, als tauchte er gerade aus einer anderen Welt auf, und sah den Störer irritiert an.

»*Sir*, die Dame dort wünscht Sie zu sprechen. Persönlich.« Er wies auf eine Frau im roten Dufflecoat am Eingang neben der Bar.

Als Machinger zu ihr hinschaute, hob sie grüßend die Hand. Er winkte ihr zu, sie möchte doch an den Tisch kommen, zeigte auf die Teller und verzog genießerisch das Gesicht. Sie aber schüttelte den Kopf und bedeutete ihm mit Gesten, sich zu ihr zu bemühen, weil sie ihn unter vier Augen sprechen wolle.

Machinger seufzte und quetschte sich hinter dem Tischchen hervor. »Entschuldigen Sie mich einen Moment. Eine Mitarbeiterin.«

Rudi Meier beobachtete die beiden genau. Er hätte zu gerne Mäuschen gespielt, um zu hören, was sie besprachen. Sie flüsterte auf ihn ein. Machinger zuckte zusammen und obwohl Rudi Meier sein Gesicht nicht sah, konnte er Machingers Erschütterung erkennen, er bebte am ganzen Körper. Schließlich straffte er sich, atmete wohl ein paar Mal tief durch und winkte dann mit der rechten Hand ab, als sei das Thema damit erledigt. Anscheinend ganz ruhig sprach er auf die Frau ein, die nun ihrerseits überrascht schien und abwehrend den Kopf schüttelte. Zweifellos redete Machinger mit Engelszungen, denn schließlich nickte sie zustimmend. Sie schaute eine Weile intensiv in Rudi Meiers Richtung, als gelte es, sich seine Person einzuprägen.

Doch Machinger hatte wohl ein weiteres Anliegen. Diesmal wies sie ihn energisch ab. Sie gab ihm kurz die Hand, sah noch einmal zu Rudi Meier, als wollte sie einen Gruß andeuten, drehte sich abrupt um und verließ den Pub.

Machinger schnaufte tief. Er wandte sich an den Barmann. Postwendend schob ihm der ein gut gefülltes Glas Whiskey zu, das Machinger ergriff und in einem Zug hinunterstürzte. Er schüttelte sich und ging gedankenverloren durch den Raum. Erst kurz vor dem Tischchen schien er sich an seinen Gesprächspartner zu erinnern, hob den Kopf und setzte sein joviales Lächeln auf.

»Probleme?« Rudi Meier versuchte seine Neugier in Anteilnahme zu verstecken.

»Entschuldigen Sie bitte die Unterbrechung.« Machinger zwängte sich auf seinen Platz. »Probleme? Nein, wo denken Sie hin! Wer hat heute noch *Probleme!* Wenn, dann haben wir heutzutage höchstens *Herausforderungen*, nicht?«, gab er sarkastisch zurück. Er räusperte sich und fragte: »Wo waren wir stehen geblieben?«

Anscheinend war ihm die Lust auf Sushi vergangen, denn er schob seinen Teller zur Seite und bediente sich nur noch am Weißbier.

»Wir waren bei Fälschungen, Dendrochronologie und wer eigentlich die Echtheit alter Instrumente testiert.«

»Ach ja. Dendrochronologie. Sicher. Mit dem Jahresringvergleich können Sie recht gut die Region identifizieren, in der der Baum stand und das Jahr, in dem er gefällt wurde. Damit lassen sich natürlich Objekte aussortieren, die aus Holz gebaut sind, das

nach dem Tod des Meisters gewachsen ist. Aber sonst? Was soll das aussagen? Altes Holz zu beschaffen ist nicht unmöglich.« Ein boshaftes kleines Lachen deutete an, dass Machinger zum Punkt kam: »Entscheidend bleiben noch immer die Expertisen der Leute, die sich ständig mit den wertvollen Instrumenten befassen, diese pflegen und reparieren. Nur sie können stilkritisch die Machart, die Arbeitsweise, die feinen Unterschiede des Künstlers sehen und zuordnen. Dazu gehörten und gehören die Hammas, Hills, Berros, Beares, Bein etc. – und meine Wenigkeit.«

Er nahm einen Schluck Bier, bevor er weiter dozierte. »Und überhaupt, was ist bei Instrumenten eine Fälschung, was ist eine Kopie? Ist eine Geige, die restauriert werden musste, weil der Zahn der Zeit an ihr genagt hat, noch echt oder nicht mehr? Ist ein Violine, die aufgerüstet wurde, damit sie einen größeren Ton für die riesigen Konzertsäle hergibt, noch ein Original? Ach, das ist alles ein sehr, sehr komplexes Thema. Lassen Sie uns das ein andermal diskutieren. Nur soviel: Der Markt ist klein und die Zahl der Händler überschaubar. Jeder kennt jeden. In diesem Segment heute wissentlich unsauber zu arbeiten bedeutet wirtschaftlichen Selbstmord.«

Er wischte mit der Hand durch die Luft und hätte beinahe die Weißbiertgläser vom Tisch gefegt. Auf den belgischen Kurator – dessen Name Rudi Meier sehr wohl geläufig war und der für die Händlerzunft und Museumsleute einen Ruf wie der Racheengel haben musste – ging er nicht ein. Offenbar mochte er über dessen Forschungen nicht reden und überdies das Thema wechseln.

»Leider läuft mir die Zeit davon. Ein unvorhergesehener Geschäftstermin. Wir wollten ja noch eine andere Sache besprechen.« Machinger deutete zum Eingang, wo er vorhin mit der Frau gestanden hatte, als würde das alles erklären.

Rudi Meier war erfahren genug, um im Moment nicht darauf zu insistieren. »Sie sagten am Telefon etwas von einer Violine von Jakob Stainer. Warum werden Stainer-Instrumente heute eigentlich so schwach bewertet? Haben Sie noch mitbekommen, wie vorhin bei Sotheby's die Stainer nicht zum Mindestgebot wegging und zurückgezogen wurde? Bis zum 19. Jahrhundert standen sie doch angeblich in höherem Ansehen als Geigen aus Cremona und erzielten bessere Preise als die Stradivaris.«

»Wundert mich nicht. Was denken Sie, warum ich nicht mitgeboten habe? Sehr zweifelhafte Provenienz, sehr zweifelhaft! Für mich war das keine Stainer, allenfalls wurden einige Stücke aus einem Original verwendet. Und ansonsten: *Tempora mutantur, nos et mutamur in illis*. – Die Zeiten ändern sich und wir verändern uns mit ihnen.« Offenbar erwartete Machinger nicht, dass sein Gesprächspartner in lateinischen Redewendungen beschlagen sei und lieferte daher gleich die Übersetzung mit.

»Schwach bewertet ist natürlich relativ. 2011 hat eine 1670er Viola von Stainer bei Sotheby's 205.250 Pfund erlöst. Nach damaligem Umrechnungskurs waren das 328.989 Dollar bzw. 239.798 Euro.«

Er beobachtete die Wirkung seiner Zahlenjonglierkünste auf den Zuhörer. Rudi Meier verbiss sich aber diesmal einen Kommentar und so fuhr Machinger nach einer kurzen Pause fort.

»In der Regel liegen die Preise deutlich unter 100.000 Euro. Es gab in den letzten Jahren durchaus weitere Fälle, wo Stainer-Geigen bei Auktionen für den Mindestpreis keinen Käufer gefunden haben. Das größte Problem ist die Anzahl. Sehen Sie, je nach Zählweise gibt es über 600 Stradivaris. Manche Leute behaupten, es seien mehr als 1.000. Aber das können Sie vergessen. Jedenfalls, die meisten sind heute dem Markt entzogen. Sie liegen in Museen, bei Sammlern, bei Stiftungen und nicht zu vernachlässigen bei Banken. Einige befinden sich im Besitz von Musikern, von denen sich ohne Not keiner zu Lebzeiten von der Stradivari trennt. Manche nennen sogar zwei Stück ihr Eigen, wie die berühmte deutsche Geigerin Anne-Sophie Mutter. Ihr gehören die *Emiliani* und die *Lord Dunn-Raven*. Trotzdem kommen immer wieder Objekte auf den Markt, wenn ein Musiker stirbt oder ein Sammler Geld braucht.

Bei Stainer-Geigen rechnen wir optimistisch mit 150 Exemplaren, die weltweit noch vorhanden sind. Ja, seine Instrumente waren einmal sehr begehrt. Das war in Zeiten, als die meisten Konzerte im intimen Rahmen gegeben wurden: als Unterhaltungsmusik in der fürstlichen Kammer. Die Ensembles spielten in recht übersichtlicher Besetzung. Stainer-Geigen haben einen wunderbar differenzierten, hellen Klang – aber kein großes Volumen.

Es war übrigens die Entwicklung der Orchestermusik im 18. Jahrhundert, die ein gesteigertes Klangvolumen erforderte. Da-

mals fing man an, zwischen Orchestergeige und Solovioline zu unterscheiden. Die Orchestergeige sollte einen vollen, durchdringenden Klang haben, die Solovioline eher einen sanften, variantenreicheren.

Als die Zeit der reisenden Violinvirtuosen kam – Giovanni Battista Viotti, Rudolphe Kreutzer, Pierre Rode, Pierre Baillot, Louis Spohr und natürlich Niccolò Paganini, diese Namen kennt jeder Geiger noch heute – brauchte man auch Soloviolinen mit mehr Tonvolumen. Die Konzertsäle wurden riesig und selbst die Stradivaris mussten dafür getunt werden. Ein bisschen an der Deckenstärke gearbeitet, längere und dickere Bassbalken etc. und schon haben Sie einen größeren Ton – wenn Sie ein Meister des Fachs sind. Genauso gut können Sie das Instrument dabei ruinieren, was leider Gottes oft genug geschehen ist. Aber bei Stainer-Geigen ist in Sachen Lautstärke gar nichts zu machen. Das hängt mit der höheren Wölbung der Geigendecke zusammen. Ein Mendelssohn-Violinkonzert mit einer Stainer in der Münchner Philharmonie – keine Chance.«

Machinger hielt inne und nahm einen tiefen Zug aus dem Weißbierglas, bevor er weiter dozierte: »Mit Stainer-Geigen lässt sich wunderbare Kammermusik spielen. In den letzten Jahrzehnten sind sie sogar gesucht: Die Freaks der historischen Aufführungspraxis lieben dieses Instrument. Entsprechend zogen die Preise an. Wenn die Preise steigen, werden auch die Sammler und Anleger wach. Nur, wie gesagt, leider gibt es recht wenig.

Und da wären wir bei dem Thema, das ich am Telefon kurz andeutete. Man weiß heute ja nie, wer mithört – ein falsches Wort kann einen in dieser Branche schnell in Misskredit bringen.«

Er beugte sich über den Tisch und flüsterte: »Die Stainer, die vor zwei Jahren aus dem Instrumentenmuseum in Innsbruck verschwunden ist! Ein etwas rätselhaftes Angebot im Internet!«

»Eine Stainer? Im Internet? Etwa über eBay? Da werden doch ständig *alte Geigen* angepriesen! Sind allerdings alles Fabrikgeigen mit imitierten Herkunftszetteln.« So weit hatte sich Rudi Meier auch schon schlaugemacht. Er musste lachen. Das konnte nicht wahr sein! Das erzählte ihm Machinger! Der Geigen-Machinger!

»Nein, nicht eBay. Das wäre dann doch zu dreist. Kennen Sie co-

zio.com? Gehört inzwischen zum Auktionshaus Taurisio. Die sammeln die Daten, Verkäufe und Preise von den besseren alten Streichinstrumenten und gegen eine ordentliche Gebühr kann da jeder reinschauen. Im Benutzerforum ist ein merkwürdiger Eintrag aufgetaucht, ob sich jemand für eine Stainer von 1682 interessiere. Die Stainer, die aus dem Tiroler Museum verschwand, ist auf das Jahr 1682 datiert und in der Meldung steht ein kleiner Hinweis, den nur Leute schreiben können, die das Instrument schon einmal in der Hand gehabt und intensiver begutachtet haben, fachmännisch begutachtet haben.«

»Sie haben die Geige schon einmal in der Hand gehabt, vermute ich?« Rudi Meier stellte die rhetorische Frage, die Machinger offenbar erwartete.

»Mehrums, mehrmals.« Machinger schien die Irritationen von vorhin völlig vergessen zu haben, war wieder ganz in seinem Element und wedelte huldvoll mit seinen Händen. »Wir hatten das Instrument zweimal zur Inspektion in unserer Wiener Werkstatt. Oder besser gesagt, unsere Wiener Werkstatt reiste nach Innsbruck, denn die Museumsleute wollen ihre Objekte nicht so gerne reisen lassen. Die Geige ist in einem hervorragenden Zustand, noch nie geöffnet und alle Teile sind original, sogar der Bassbalken. Trotzdem ist sie spielbereit und wird auch regelmäßig gespielt. Sie wissen, das ist wichtig bei den alten Diven. Sie müssen gespielt werden, sonst verlieren sie die Fassung.

Kennen Sie die Geschichte von Paganinis *Cannone*? Man hat sie einmal fast ruiniert, weil die Genuesen sie jahrelang in einen Tresor sperrten. Paganini vermachte seine Lieblingsgeige, gebaut von Guarneri del Gesù vermutlich in den Jahren 1742/1743 – da streitet man sich etwas –, seiner Heimatstadt Genua. Da lag sie erst herum, kaum beachtet. Dann haben irgendwelche Idioten die wertvolle Violine in einen Tresor gesteckt. Als man zehn Jahre später nachschaute, war der Leim an manchen Stellen weich geworden und Decke und Boden hatten begonnen, sich von den Zargen zu lösen. Glücklicherweise gibt es Leute, die so etwas restaurieren können. Nun ist sie im Rathaus in der *Sala Paganiniana* ausgestellt. Ein eigens bestellter Bespieler lässt sie in Abständen erklingen und konzertiert gelegentlich darauf – natürlich nur vor Ort.«

Er schnaufte und trank erneut von seinem Bier: »Ich schweife ab. Ja, die Innsbrucker Stainer wurde regelmäßig gespielt und befand sich, wie ich schon anmerkte, in einem Topzustand. Trotzdem sollten wir bei der letzten Inspektion einen Innenputz durchführen. Das gehört alle paar Jahre zur Standardpflege jeder besseren Geige. Es legt sich natürlich Staub und anderes im Inneren ab. Wehe, wenn einer der Besitzer Raucher war. Die Rauchreste produzieren einen enorm klebrigen Film, auf dem der Dreck wie Beton anhaftet. Als Hausmittel wird empfohlen, eine Handvoll Gerstenkörner – selbstredend aus dem Bioladen – durch die F-Löcher in die Geige zu schütten und diese gut durchzuschütteln. Das kratzt den Schmutz heraus. Meine Mitarbeiter setzen ausgeklügelte Methoden ein, mit denen wir das Instrument optimal schützen. Nicht auszudenken, wenn da ein Gerstenkorn im Inneren kleben bliebe!«

Machinger machte eine Pause. Wollte er es spannend machen? Er schien über etwas nachzusinnen und Rudi Meier hütete sich einzugreifen.

»Nachdem wir die Reinigung durchgeführt hatten, inspizierten wir erneut das Innere. Früher konnte man dazu nur den Saitenhalterknopf entfernen, durch das Loch leuchten und in die F-Löcher einen Zahnarztspiegel einführen. So waren einigermaßen alle Stellen des Innenraums zu sehen. Heute haben wir dafür eine Miniatürkamera mit Licht. Damit erkennt man jedes kleinste Detail. Außerdem lassen sich die Bilder der Kamera mitschneiden und abspeichern. Wir erhalten so digitale Dokumente für eventuelle spätere Reklamationen oder Arbeiten.

Und da war etwas. Es war uns schon bei einer früheren Inspektion aufgefallen – damals arbeiteten wir noch mit dem Zahnarztspiegel. Zwischen dem Oberklotz, an dem der Hals befestigt ist, und der Decke gab es einen feinen Wulst von etwa drei Zentimeter Länge. Wir haben uns sehr gewundert, denn ein Könnner seines Fachs, wie es Jakob Stainer war, hinterlässt generell keine Leimreste an den Fugen. Der wusste absolut genau, welche Mengen er aufzutragen hatte, damit alles optimal passt.«

Rudi Meier hatte zu essen aufgehört und wartete. Machinger ließ sich Zeit. Jetzt hatte er es nicht mehr eilig und genoß die Spannung.

Er beugte sich mit dem Weißbierglas in beiden Händen weit über den Tisch zu Rudi Meier hin und flüsterte: »Also, der kleine Wulst. Fast schien es, als wollte Stainer ein Zeichen geben mit dieser Falte. Wir haben eine Nadel an einer langen Pinzette befestigt, um den Wulst ein wenig abzutasten. Und, was soll ich sagen?«

»Ja?«, Rudi Meier starrte ihn an.

Machinger lächelte. »Die Nadel ging in der Mitte der Erhebung durch. Dahinter befindet sich ein Hohlraum oder etwas Ähnliches, jedenfalls kein Holz. Der Hohlraum ist nicht besonders ausgeprägt, allenfalls zwei Millimeter hoch. Ich bin überzeugt: Darin ist ein Stück Papier versteckt.«

Er war am Schluss seiner Erzählung fast auf dem Tisch gelegen. Nun richtete er sich auf, lehnte sich nach hinten und erhob sein Glas zu einem jovialen »Prosit!«

Erst jetzt fiel Rudi Meier auf, dass es im Pub recht still geworden war. Doch nicht wegen Machingers spannender Geschichte. Die Finanziere waren verschwunden, zurückgeeilte in ihre Bürotürme um Geld hin und her zu bewegen und möglichst zu vermehren – zumindest ihr eigenes.

»Aber was soll daran so sensationell sein – an einem zweiten Zettel?«

»Nun, wie auch Sie sehr wahrscheinlich wissen, klebten bereits die alten Meister Zettel in die Geigen, auf denen sie ihren Namen und das Jahr der Fertigstellung vermerkten. Leider beweist solch ein Stück Papier normalerweise wenig bis gar nichts für die Authentizität eines Instruments«, erläuterte Machinger geduldig. »Zettelfälschen war schon zu Lebzeiten Stainers eine beliebte Übung von seinen Kollegen. Später, im 19. Jahrhundert, gab es sogar Druckereien, die ganz offen Druckbögen von Zettelimitaten in Fachzeitschriften inserierten. Besonders die sächsischen Geigenmanufakturen nahmen diese Faksimiles von Stradivari- oder Stainer-Zetteln in großen Mengen ab. Macht das Instrument irgendwie hübscher, wenn darin steht, *Antonius Stradiuarius Cremonensis Faciebat Anno 1692*: Antonius Stradivarius aus Cremona hat mich im Jahre 1692 gemacht.«

So viel Latein hätte Rudi Meier gerade noch verstanden. Doch er hütete sich, Machinger zu unterbrechen.

»Ist einfach zu einer Art Dekoration geworden. Nicht verwerf-

lich, solange die Geige nicht als Original ausgegeben wird. Den Großteil dieser Holzschachteln, die bis Mitte des 20. Jahrhunderts aus den sächsischen und französischen Geigenfabriken kamen, sollte jeder bessere Geigenbauer sofort als Durchschnittsware identifizieren können.«

Machinger war in Wallung geraten. Offenbar bewegte es ihn tief, dass es jemand wagte, Geigen unterhalb des Niveaus der alten Meister zu bauen. Wenn er könnte, hätte er das mit ziemlicher Sicherheit längst verboten.

»Aber die Geige, von der wir sprechen, ist hundertprozentig identifiziert und handwerklich eines der vollkommensten Instrumente, das je gebaut worden ist. Der Zettel auf dem Boden ist nachrangig. Sofern es noch einen zweiten Zettel von Stainer in der Geige gibt, wollte er etwas mitteilen. Dinge, die er zu seiner Zeit nicht offen sagen konnte oder durfte? So ein Fall ist nicht einmalig. So dürfen Geigenbauer zum Beispiel, solange sie keine eigene Werkstatt haben, bei neu gebauten Instrumenten nie ihren Namen alleine auf dem Zettel angeben. Selbst fortgeschrittene Gesellen in Meisterwerkstätten mussten und müssen die Instrumente, die sie anfertigen, immer auch mit dem Werkstattnamen beschriften oder es wurde nur der Name der Werkstatt angegeben und der Geselle gar nicht genannt.

Es gibt eine Stainer von 1645, in die irgendjemand einen Amati-Zettel geklebt hat, vielleicht um sie besser verkaufen zu können. Indes das ist keine Amati, der Zettel ist Unfug. Zwar ähnelt sie der Bauart der Geigen von Nicola Amati, aber man erkennt bereits deutlich einige Merkmale einer Stainer. Irgendwann war sie Eigentum von Vuillaume – ja, schon wieder der. Sie merken, dies war ein höchst umtriebiger Berufsgenosse. Später kam sie in den Besitz des Wiener Industriellen Theodor Hämmerle. Seit damals trägt sie den Namen *exHämmerle*. 1910 ging als Sensationsmeldung durch die Fachwelt, der Wiener Geigenbauer Hermann Voigt habe die Geige geöffnet und zwischen Hals und Oberklotz einen Zettel entdeckt, durch den sogar der Nagel ging, mit dem in früheren Zeiten der Hals an den Oberklotz genagelt wurde. Auf dem Zettel soll gestanden haben: *Jacobus Stainer ex Absom prope Oenipontum fecit Cremonae M pia 16xx*. Die letzten beiden Ziffern seien unleserlich gewesen. Damit sei der unumstößliche Beweis erbracht, Stai-

ner habe bei Nicola Amati in Cremona gelernt – dem gleichen Lehrherrn also, bei dem ein paar Jahre später Stradivari, Guarneri und viele andere der großen italienischen Künstler in die Schule gingen. Mancher Geigenbauer pilgerte nach Wien, um dieses Wunder zu sehen.«

»Sie glauben nicht daran?« Rudi Meier wagte eine Frage, während Machinger einen Schluck Bier schlürfte.

»Ah, Sie passen auf. Man merkt den Journalisten. Es ist Ihnen aufgefallen, ich spreche von dieser Begebenheit im Konjunktiv. Nun ja, ich habe den Zettel nicht gesehen. Er existiert heute nur in Kopie. Niemand weiß, wo das Original abgeblieben ist – wenn es das je gegeben hat.«

»Wofür sollte die Geschichte überhaupt gut sein?«

»Um unseren guten alten Stainer ein wenig aufzuhübschen, dessen Name Anfang des 20. Jahrhunderts gegen das Image der alten Cremonenser am Verblässen war. Um zu zeigen, dass er aus der gleichen Quelle wie Stradivari getrunken hat, ihm ebenbürtig sei. Als ob Stainer das nötig hätte! Der Mann war exzellent, war ein Genie, hat Unglaubliches geleistet – und war ein vollkommener Idiot, denn er hat sein Wissen nicht weitergegeben. Aber nichts ist hartnäckiger als ein Gerücht. Die Geschichte wurde x-mal in der Fachliteratur zitiert und weil sie dann dort stand, wurde sie irgendwann Wahrheit. Niemand kann heute mehr beurteilen, ob sich Hermann Voigt wichtig machte oder ob er tatsächlich etwas gefunden hatte. Ich habe jedenfalls sehr, sehr große Zweifel.«

Machinger sprach leidenschaftlich. Das Thema ging ihm außerordentlich nahe. Auch Rudi Meier fand es spannend – zumindest ein wenig. Doch er verstand nicht recht, worauf Machinger letztlich hinaus wollte. Immerhin, die Geschichte der *exHämmerle* zeigte, dass in solch einem Geigenzettel das Potenzial für eine Menge Aufsehens steckte, besonders wenn der Zettel verborgen war. Geheimnisse machten sich in Artikeln immer gut.

»Haben Sie den Hohlraum genauer untersucht? Konnten Sie eine Nachricht finden?«

»Wo denken Sie hin! Leider nicht. Dazu müsste man ja das Instrument öffnen!« Machinger gab sich empört.

Er beugte sich weit vor, lag nun fast wieder auf der Tischplatte und flüsterte vertraulich: »Nun, natürlich haben wir etwas durch

den Leim gestochert und gezupft. Hofften, dass dahinter ein Papier eingesteckt sei und man es mit ein bisschen Kunstfertigkeit herausbekommen würde. Aber da ging nichts, gar nichts. Man hätte den gesamten Wulst abkratzen müssen. Zu solchen Eingriffen bedarf es der Genehmigung des Museums.« Er richtete sich wieder auf, ließ seinen Blick durch den Pub schweifen, ohne etwas wahrzunehmen.

Schließlich redete er weiter: »Wir haben selbstverständlich den Kurator und die Museumsleitung über die Entdeckung und unseren Verdacht informiert – ihnen vorgeschlagen, die Geige zu öffnen. Wissen Sie, dort existiert ein recht ansprechender Raum für solche Dinge – klimatisiert, alles gut. Und die Werkzeuge kann man ja transportieren. Aber die beiden haben sich nur kurz angeschaut und das Ansinnen rundweg abgelehnt. Das war schon sehr seltsam. Selbst als ich sie darauf hinwies, was für eine Aufmerksamkeit das Museum durch den Zettel bei der Fachwelt bekommen würde. Und je nachdem, was draufsteht, sich ein ungeheurer Werbeeffekt ergäbe, wenn plötzlich weltweit Medien über dieses Instrument in diesem Museum berichten.

Die lehnten das rundweg ab. Sagten, das Risiko stehe nicht dafür. Wir könnten schließlich nicht garantieren, dass da tatsächlich etwas von wissenschaftlichem oder historischem Interesse verborgen sei. Verstehen Sie die Ungehörigkeit? Ich musste darauf insistieren: Meine Mitarbeiter und ich sind hochqualifizierte Leute und durchaus in der Lage, eine alte Geige zu öffnen und wieder zu verschließen, ohne am Instrument den geringsten Schaden anzurichten!«

Machinger schnaufte mehrmals schwer, immer noch empört. Risiko! Nicht bei ihm.

»Die beiden Museumsleute beeilten sich zu versichern, nicht die Arbeiten am Instrument beurteilten sie als risikoreich – obwohl, man wisse ja nie. Schließlich beharrte der Kurator, es sei das Alleinstellungsmerkmal dieser Geige, dass sie noch nie geöffnet wurde – so wird sie in der Literatur auch beschrieben. Wenn auf dem Zettel nichts Besonderes stehe, wenn es vielleicht nur ein vergessenes Stück Papier ist, dann sei sie nach der Öffnung eine Stainer neben anderen – eben nicht mehr das einzige hundertprozentig erhaltene Original.

Ein vergessenes Stück Papier, ich bitte Sie! Bei Stainer, dem Perfektionisten überhaupt! Das ist doch lächerlich. *Alleinstellungsmerkmal!* Es kam mir vor, als wollten die einfach ihre Ruhe haben. Wollten keine Aufmerksamkeit für ihr Museum. Sollte wohl alles so bleiben, wie es ist. Das machte mich misstrauisch und ich plante, mir die Geige am nächsten Tag noch einmal vorzunehmen. Hatte ich etwas übersehen? Wussten die Details, die mir unbekannt waren?«

Rudi Meier war inzwischen klar, dass Machinger es als persönlichen Affront betrachtete, wenn jemand ein Instrument besser kannte als er selbst.

»Dann wurde genau diese Geige gestohlen?«, platzte Rudi Meier heraus. Langsam dämmerte ihm die Brisanz dieser Geschichte.

»Richtig! Nicht gleich, aber kurz darauf.« Machinger hieb mit der flachen Hand auf den Tisch – der Journalist hatte endlich den springenden Punkt seiner Ausführungen begriffen.

»Ich kam am nächsten Tag frühmorgens mit meinem Werkstattmeister und einer Assistentin in den Arbeitsraum des Museums. Die Stainer war da nicht mehr. Nur der Assistent des Kurators hantierte im Nebenraum mit irgendetwas herum. Er erklärte uns, man habe die Geige bereits wieder in die Ausstellungsräume gebracht. Wir seien mit den Arbeiten doch fertig, man wolle das Instrument den Besuchern nicht länger als unbedingt notwendig vorenthalten. Ich bitte Sie! Als ob morgens um neun Uhr im Tiroler Museum in der Instrumentenabteilung die großen Besucherströme vorbeiziehen! Es machte keinen Sinn.

Wir waren so aufgeregt, dass wir in den Ausstellungsraum eilten. Dort war die Geige in ihrer Glasvitrine. Wir schauten sie hilflos von allen Seiten an. Da war mir, als wenn an der linken Zarge in der Mittelbeuge eine Verfärbung sei, die ich noch nicht kannte. Ich machte meinen Meister darauf aufmerksam, doch der zuckte nur frustriert die Schultern: Bei dem Lichteinfall und spiegelndem Fensterglas sei kaum etwas zu beurteilen. Ich wollte mir das genauer ansehen und bat den Assistenten, die Vitrine kurz aufzuschließen. Aber der hatte strikte Anweisung vom Kurator, die Geige nicht mehr zu entnehmen. Der Kurator selbst ließ sich an diesem Morgen nicht blicken, war auf Nachfrage auf Dienstreise und den ganzen Tag telefonisch nicht zu erreichen. Passenderwei-

se war der Direktor des Museums ebenfalls abwesend – außer Haus auf Termin. Es war ein Affront.«

Machinger schnaubte erbost. »Was sollten wir machen? Die Scheibe einschlagen? Die Vitrine ist zwar nicht aus Panzerglas, dennoch alarmgesichert. Also zogen wir ab. Wir wurden wie die Schulbuben behandelt. Es war nur noch ärgerlich. Na, auf die Rechnung sollten die sich freuen. Und wenn es der letzte Auftrag aus Innsbruck gewesen ist! Ich dachte sogar daran, den Sachverhalt zu publizieren – in ein Geigenfachforum einzustellen und so den Druck auf die Museumsleitung zu erhöhen. Man hätte meinem Haus dann zwar kaum den Auftrag zum Öffnen der Geige gegeben. Aber zumindest wäre mein Name für immer mit der Entdeckung des Zettels verbunden – den bisher alle Koryphäen übersehen haben.«

Machinger lächelte versonnen. »Solche Entscheidungen überschlafe ich lieber ein paar Mal. Ich kann zwar impulsiv sein, doch ich bin kein Depp. Unsere Branche ist ein Dorf und Diskretion ist sehr, sehr wichtig. Man hat es sich schnell mit allen verdorben. Ich gab mir also eine Woche Bedenkzeit.«

Rudi Meier war es gewöhnt, sich die gesammelten Lebensweisheiten und die gespreizte Selbstdarstellung seiner Interviewpartner anhören zu müssen, um sich daraus das Brauchbare herauszufiltern. Dieser hier stellte ihn mitunter auf eine harte Geduldssprobe.

Nach einer Kunstpause ging es im besinnlichen Tonfall weiter: »Es war Freitag und wir flogen heim nach Wien. Während des ganzen Flugs wollte mir die Sache mit der Verfärbung der Zarge nicht aus dem Kopf. Wie Sie vielleicht bemerkt haben, verfüge ich über ein fotografisches Gedächtnis. Was ich mir merken will, merke ich mir. Geigen mit allen Details gehören mit Sicherheit dazu. Wenn es keine Lichttäuschung war ...

Ja, und genau eine Woche nach unserer Rückreise wurde die Stainer von der Museumsleitung als gestohlen gemeldet! Einbruch am Wochenende. Profis mit Nachschlüsseln und Kenntnissen der Alarmanlagen. Wahrscheinlich der Weihnachtsmann durch den Kamin! Die weiteren Schlüsse können Sie selbst ziehen. Meine eigenen Konklusionen möchte ich jedenfalls nicht in der Presse zitiert sehen.«

Machinger trank den Rest seines Bieres aus und lehnte sich zurück – Weißbierschaum an der Oberlippe.

Rudi Meier war verwirrt. »Ja, mysteriös, diese Vorfälle. Aber entschuldigen Sie, vielleicht stehe ich auf der Leitung. Wenn Sie wollen, dass die Angelegenheit nicht an die Öffentlichkeit kommt, warum unterhalten Sie sich ausgerechnet mit mir, einem Presse-menschen?«

»Sagte ich *nicht an die Öffentlichkeit*? Keineswegs. Ich möchte nur vermeiden, dass mein Name und mein Haus mit der Sache in Verbindung kommen – zumindest in der aktuellen Situation. Überlegen Sie die Sachlage! Wir arbeiteten an dem Instrument, bevor es verschwand. Wir machten eine Entdeckung und führten eine, sagen wir intensive Diskussion mit den Museumsleuten. Dann verschwindet die Geige. Nun taucht sie womöglich wieder auf. Will mir das Museum Schlechtes, braucht es zu dieser Geschichte nur das schlimme Wort *Hehlerei* in Umlauf zu bringen. Selbst wenn nichts dran ist – und natürlich ist nichts dran –, irgendetwas bleibt immer hängen. Gerade heute, in Zeiten des Internets.

Stellen Sie sich vor, eine Zeitung titelt *Machinger als Hehler in Verdacht*. Was jeder Grundlage entbehrt und am nächsten Tag würde eine Richtigstellung erfolgen. Dieser Artikel verharrt auf ewig irgendwo in den unendlichen Weiten des Internets. Wer das Stichwort *Machinger* googelt, wird immer auch diese Überschrift finden. Entsetzlicher Gedanke! Aber was erzähle ich, Sie wissen das doch alles besser als ich!« Gekränkt blickte Machinger in sein Weißbiertglas, so als ob die Verleumdung tatsächlich passiert sei.

»Was treibt ihn bloß um«, überlegte Rudi Meier, »hat er vielleicht wirklich ein Problem dieser Art an der Hacke? Wenn verschwundene Geigen überhaupt wieder auftauchen, dann meist doch gerade bei diesem kleinen Kreis von Händlern. Es gibt eine Vereinbarung mit der Versicherung über den Rückkauf unter Versicherungswert. Genauso wie bei kostbarem gestohlenen Schmuck, Gemälden, bei allem, was so einzigartig und teuer ist, dass es am Kunstmarkt nie direkt verkauft werden kann. Der Dieb erhält einen netten Batzen Geld, der Händler eine hübsche Provision, der Eigentümer sein Besitztum und die Versicherung spart sich einen ansehnlichen Teil der Versicherungssumme. Jeder ist glücklich. So funktioniert das. Und immer diskret, nur kein Aufsehen.«

Machinger las wohl in Rudi Meiers Gesicht dessen Gedanken mit, denn er beugte sich wieder über den Tisch und flüsterte: »Wissen Sie, es gibt derzeit außerordentliche Umstände, die verhindern, dass ich mich in die Angelegenheit einmische. Es geht einfach nicht. Darum brauche ich Ihre Hilfe. Wenn ich den Rückkauf selber durchziehen könnte, jederzeit. Schon alleine, um diese Stainer noch einmal ohne Aufpasser vom Museum in die Hand zu bekommen. Ich erkläre Ihnen das vielleicht später genauer. Aber genug erzählt. Sind Sie interessiert, bei der Sache mitzumachen, den Kontakt herzustellen und eventuell die Übergabe durchzuführen? Wäre doch ein netter Werbeeffect für Ihr Blatt – und für Sie selbst natürlich auch.«

Erwartungsvoll blickte Machinger Rudi Meier an. Es war das erste Mal bei diesem Treffen, dass er etwas unsicher wirkte, nicht von vornherein Bescheid wusste oder zumindest so tat. Rudi Meier ließ sich seine Gefühle nicht anmerken, titelte nur still vor sich hin: *Kunstdieben auf der Spur! Der Beobachter enttarnt Hehler-ring! Tiroler Kulturerbe gerettet! Eine große Geige kehrt zurück ans Tageslicht!* Natürlich war der *Beobachter* kein Boulevardblatt, aber so eine Titel-Geschichte wäre ein Clou, der absolute Aufhänger. Das macht auch anderswo Schlagzeilen, das belebt die Auflage, das bringt Punkte bei Chefredakteur und Ressortleiter und eröffnet gute Chancen auf neue, schöne, langgestreckte Reportagen mit nettem Spesenbudget. Nicht diesen Kraut- und Rübensalat von 30-Zeilern zum allgemeinen Kulturgesehen.

Bei der Vorbereitung der aktuellen Recherche hatte er sich einiges angelesen zu teuren Violinen in Hinblick auf den heutigen Geigenmarkt. Sein Augenmerk lag bisher vor allem bei den alten Cremonensern, eigentlich überhaupt nur bei Stradivari. Von Stainer-Geigen hatte er nur nebenbei gehört. Nicht genug, um Risiken und Nebenwirkungen absehen zu können.

Wieder schien Machinger seine Gedanken zu lesen. »Ich könnte Ihnen eine Spezialistin für Stainer-Geigen, besser für Geigenbaugeschichte und auch historische Aufführungspraxis, vermitteln. Sie hat Geigenbau gelernt, Musikwissenschaften studiert und spielt nebenbei ganz passabel die Violine. Sie schreibt für mich seit vielen Jahren Exposés für Objekte, die ich zum Verkauf anbiete. Garniert mit kleinen Geschichten aus dem Leben des Instruments.

Das kommt sehr gut an. Diese Dame ist ausgezeichnet in der Musikszene vernetzt, weil sie selbst in einem Ensemble spielt.«

Fast schien es, als wollte Machinger gar nicht mehr aufhören, die Vorzüge dieses Fabelwesens zu preisen. Rudi Meier überlegte. Er arbeitete lieber alleine. Allerdings, einen persönlichen Famulus oder eine Famula – praktisch die Privatwissenschaftlerin auf Abruf – das sollte er sich nicht entgehen lassen. Zwar hatte er mit gebildeten Frauen so seine Schwierigkeiten. Aber ohne Extrakosten eine Fachassistentin an der Seite, das klang zu angenehm, um es auszusprechen.

»Ja gut. Wie sähe es mit Spesen aus? Falls es zu einer Rückgabe käme, wer beschafft das Geld und wickelt die Übergabe ab? Was passiert danach? Sie würden mir die Exklusivität dieser Story garantieren? Kann man sich auf die Dame verlassen, dass sie sich nicht verplappert?«

»Mein lieber Herr Meier«, strahlte Erwin Machinger, »das sind doch keine Fragen. Für Leonie lege ich meine Hand ins Feuer. Natürlich bekommen Sie die Geschichte exklusiv. Ich werde selbstverständlich den Erfolg unseres Coups nicht gefährden! Wozu sollte ich mit anderen Presseleuten sprechen? Um die endgültige Übergabe und das Geld brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Wenn es so weit ist, steigen Spezialisten von der Assekuranz ein. Wegen Spesen«, Machinger verzog das Gesicht, »da müssen Sie Ihre Redaktionskasse bemühen. Die Aktion findet ja faktisch gar nicht statt. Genau genommen ist es illegal, Diebesgut zurückzukaufen. Selbst für die Versicherungen. Die Ausgaben könnte ich nie in meinen Büchern darstellen. Das müsste ich gewissermaßen privat zahlen. Sie verstehen?«

»Bursche, Bursche, als wenn du alle Geschäfte über deine Bücher laufen ließest!«, dachte sich Rudi Meier. Doch er bestand nicht weiter auf der Spesenübernahme. Für so einen Knaller würde die Redaktionskasse gerne einen ausgeben.

»Leonie, wer?«, fasste Rudi Meier nach.

»Ach so, ich vergaß die Dame genauer vorzustellen. Sie haben Sie vorhin gesehen, als ich mit ihr gesprochen habe. Leonie Hull, gebürtige Engländerin. In Deutschland aufgewachsen, spricht also fließend Deutsch – nebst Englisch, Italienisch und Latein. Ist, äh, etwas unkonventionell. Das ist vermutlich ihr britisches Erbe.

Nicht direkt exzentrisch, aber eben, sagen wir: unangepasst. Hochintelligent. Hat neben dem Gymnasium bereits am Richard-Strauss-Konservatorium in München Geige studiert. Der normale Gang wäre gewesen, danach an die Hochschule für Musik zu wechseln. Doch Leonie entschied sich ein Handwerk zu erlernen, absolvierte eine Lehre als Geigenbauerin und legte ihre Gesellenprüfung mit sehr gutem Erfolg ab. Dann wiederum hat sie nicht nach dem Meister gelangt, sondern sich an der Uni in Musikwissenschaften eingeschrieben. Inzwischen hatte sie nämlich ihr Herz für die historische Aufführungspraxis entdeckt. Wissen Sie, diese Leute, die lieber auf Darmsaiten spielen, die man ständig nachstimmen muss, und diese merkwürdigen Bögen benutzen – mit gerader oder nach oben gerundeter Stange. Zzz.« Machinger machte eine Miene der abgrundtiefen Verachtung. Wie konnte man nur.

»Inzwischen ist sie wissenschaftlich tätig und musiziert in verschiedenen Formationen. Übrigens über Pfingsten, also am kommenden Wochenende, bei den *Tagen der Alten Musik* in Regensburg.«

»Darf ich annehmen, dass Frau Hull in Ihrer Werkstatt gearbeitet hat?«

»Sie dürfen, mein Guter. Ich vergaß es zu erwähnen. Leonie kam nach der Lehre als Gesellin zu uns, arbeitete für zwei Jahre in meinem Wiener Atelier. Diese Zeit gab ihr die Gelegenheit, einzigartige Stücke zu sehen und an ihnen zu arbeiten. Wir dachten alle, dass sie bald ihren Geigenbaumeister machen wolle. Wir haben sie eingestellt, obwohl sie nicht den allerbesten Abschluss an der Geigenbauschule vorweisen konnte. Normalerweise nehmen wir nur die Besten, versteht sich.« »Versteht sich«, nickte Rudi Meier in das erwartbare Machinger-Lachen hinein.

»Das Mädels hat wirklich einen Kopf, sage ich Ihnen. In den theoretischen Fächern: überall Spitze. Aber ihr Gesellenstück erhielt nicht, wie man es von ihr erwarten durfte, die Bestnote. Wegen kleinerer handwerklicher Mängel. Sagte die Kommission. Diese Betonköpfe. Wissen Sie, ich lebe ja wahrhaftig von exquisiten Produkten. Die Anleger wie Banken und Versicherungen kaufen ja nicht ein Instrument zum Musikmachen, sondern einen seltenen, einen äußerst raren kunsthandwerklichen Gegenstand. Da ist na-

türlich das Aussehen, der Zustand, die Farbe des Lacks und, und, und das Allerwichtigste. Der Ton kommt bei denen erst an zweiter Stelle. Aber den kann ja sowieso nur der große Künstler entlocken.

Doch ich habe das Handwerk von der Pike auf gelernt. Und auch wenn ich schon lange keine Instrumente mehr selbst baue: Nie ist mir das Gespür dafür abhanden gekommen, auf was es in erster und letzter Instanz ankommt: auf den Klang. Und den wies Leonies Geige unbedingt auf. Obwohl noch ganz neu, konnte man das Potenzial dieser Violine bereits gut hören, manchmal sogar richtig fühlen. Ich frage Sie, was spielt es da für eine Rolle, ob die Schnecke hundertprozentig symmetrisch ist, ob die F-Löcher exakt nach Lehrmeinung gearbeitet wurden, ob die Kanten penibel sauber geführt sind und ob der Lack gelb oder rot ist?

Leonie lackierte ihre Prüfungsgeige komplett schwarz. Sie wusste genau, was sie tat. Ich habe sie später dazu gefragt. Natürlich wäre sie in der Lage gewesen, ein einwandfrei konformes Gesellenstück zu bauen. Aber zu welchem Zweck? Wozu heute Schnecken schnitzen, wo das Maschinen deutlich präziser ausführen? Dagegen den Korpus herzustellen, alle Bestandteile zueinander fein abzustimmen und einzurichten, das kann immer noch der Künstler am besten. Sie hatte keine Lust beurteilen zu lassen, ob das Ahornholz des Bodens schön geflammt ist und ähnlich *degoutanten Käse* – wie sie es nannte. Daher habe sie die Geige schwarz lackiert, recht dicht, so dass die Struktur des Holzes kaum sichtbar war. Ja, so ist sie. Sie trägt ohne Frage ihren sehr eigenen Kopf. Einen außerordentlich schlaun Kopf.

Wissen Sie, was der Londoner Geigenbauer und -händler Hill einmal über Guarneri del Gesù, den neben Stradivari begnadetsten Geigenbauer der Geschichte, gesagt hat? Dieser Hill, durch dessen Hände wohl mehr alte Instrumente gegangen sind als durch sonst jemandes, sagte, wenn Guarneri del Gesù noch lebte und er ihn einstellte, würde er ihn mit Sicherheit nach drei Tagen feuern. Denn Guarneri arbeitete im Detail gelegentlich schlampig. Vom kunsthandwerklichen Aspekt in zahllosen Einzelheiten nicht akzeptabel.

Nebenbei bemerkt, ließ ihn sein, wie soll ich sagen, etwas unsteeter Lebenswandel zeitweise mehr Zeit im Gefängnis verbringen als in seiner Werkstatt. Aber der Klang seiner Instrumente! Der Klang,

der Klang! Wieso nannte man Paganinis Guarneri wohl *Il Cannone*? Weil der Ton abgeht wie ein Donner. Ich glaube, es gibt keine Violine mit so außerordentlichem Tonvolumen und gleichzeitig so vielen Möglichkeiten der filigranen Nuancen.

Aber ich verliere mich, entschuldigen Sie. Sie wissen, alte Geigen! Mit dieser Anekdote wollte ich freilich nicht andeuten, Leonie arbeite schlampig. Im Gegenteil. Sie war immer enorm gewissenhaft. Nur wenn sie bei einer Tätigkeit den Sinn nicht sehen konnte, gab sie nicht ihr Bestes oder verweigerte einfach die Mühe. Ich würde das nicht Allüren nennen. Sie war und ist eben so.«

»Wo kann ich diese sagenhafte Frau näher kennen lernen?« Rudi Meier war beeindruckt. Das musste ja ein überirdisches Wesen sein, wenn Machinger zugab, dass es noch weitere vollkommene Existenzen neben ihm gab.

Ob er was mit ihr gehabt hat? Schwer zu sagen. Obwohl Machinger die Öffentlichkeit wahrlich nicht scheute und fester Bestandteil der Wiener Bussigesellschaft war, so kannte man von ihm doch keine Weibergeschichten. Eine absolute Ausnahme in diesen Kreisen, außergewöhnlich, sehr außergewöhnlich. Entweder er war extrem diskret oder er war seiner Frau tatsächlich treu – nach 25 Jahren. Vielleicht hatte da sein Freund Gustl etwas in der Schublade.

»Herr Meier, ist Ihnen nicht gut, haben Sie einen Eiweißschock vom Sushi?«

Rudi Meier schreckte hoch. Unmöglich, wie er sich benahm. In letzter Zeit passierte es ihm öfter, dass er einfach wegdriftete – mitten im Gespräch.

»Entschuldigen Sie bitte, Herr Machinger, ich hatte da gerade so einen Einfall. Was meinten Sie?«

»Hoffentlich eine gute Idee in unserer Sache.« Machinger zwinkerte versöhnlich. Er schätzte es ansonsten gar nicht, wenn man ihm nicht zuhörte. »Ich sagte, heute Abend. Leonie hat mich zur Auktion begleitet wegen der Vuillaume. Sie schreibt dazu ein neues Exposé und wollte die Geige selbst in Augenschein nehmen. Wissen Sie, wir Geigenbauer schmökern in den Instrumenten wie andere in Büchern. Im Holz, wie es geschnitten, verarbeitet wurde, wo es Schwierigkeiten gab, wo der Meister nachgearbeitet hat, wo ein Restaurator am Werk war, wo der Künstler neue, kleine Opti-

mierungen gesetzt hat. Wir lesen in den Deckenstärken, den Bodenstärken, der Anordnung des Stimmstocks ... Ja, also ja, sie fliegt heute Abend nach München zurück. Sie ist in den kommenden Tagen sicher ziemlich eingebunden wegen der Proben für das Regensburger Konzert am Wochenende. Wenn Sie keine Zeit verlieren wollen, wäre es eine gute Idee, dieselbe Maschine zu nehmen.« Machinger verstand auch dies nicht wirklich als Frage oder Empfehlung.

»Leonie ist darauf vorbereitet, dass sie eventuell in Begleitung fliegt. Sie reserviert ein Ticket für Sie. Ich habe sie in die Sache eingeweiht. Wie Sie vielleicht schon ahnen, war sie damals in Innsbruck dabei. Und jetzt die Aussicht, mal wieder eine echte Stainer in der Hand zu bekommen, ist eine Versuchung, der Leonie nicht widerstehen kann. Sie müssten sie einmal spielen hören, ich sagen Ihnen ...«

Er schaute Rudi Meier erwartungsvoll an.

»Okay, ich bin im Boot! Sollen wir einen Abmachung aufsetzen, ein Agreement unterschreiben?«

»Einen Vertrag?« Machinger hob abwehrend die Hand. »Wozu, worüber? Das machen wir per Handschlag. Unsere Branche ist wahrscheinlich die letzte, in der ein Handschlag noch etwas gilt. Auch für große Summen, für sehr große Summen, verstehen Sie. Schlagen Sie ein?«

Machinger hielt seine Hand über den Tisch hin. Rudi Meier zögerte kurz, um sein Gesicht zu wahren und seine Begeisterung nicht allzu deutlich zu zeigen. Er schlug ein. »Auf unseren Erfolg.«

Dann stutzte er. In aller Euphorie hatte er nicht einmal nach dem rätselhaften Forumsteilnehmer gefragt.

»Was stand nun eigentlich in dem Eintrag auf *cozio.com*? Ist das der einzige Kontakt zur Stainer-Geige, den es bis jetzt gibt?«

Machinger lächelte süffisant. »Der einzige? Natürlich der einzige, wozu denn mehr? Soll alle Welt wissen, dass diese Geige ein Geheimnis hat? Wer auch immer die Stainer von 1682 derzeit hat, er hat es jedenfalls recht schlau angestellt. Neugier erweckt, ohne wirklich etwas zu verraten. Der Forumseintrag besteht nur aus einer Frage, einer einfachen Frage: *Stimmt es, dass am Halsansatz der Stainer von 1682 ein Leimwulst zu sehen ist, und kann man daraus den Typ des Leims bestimmen, den Stainer verwendete?*

Sie müssen zugeben, das klingt recht harmlos. Aber wer auch immer dahinter steckt, hat den kleinen Wulst schon gesehen. Soweit mir bekannt ist, waren das bisher nur ich, mein damaliger Werkstattmeister Rabanser, unsere Leonie, der Kurator der Instrumentenabteilung sowie dessen Assistent, vielleicht noch der Museumsdirektor – und eben der Dieb, wenn es ihn gibt.«

Rudi Meier räusperte sich. »Sie meinen, die Geige könnte gar nicht gestohlen worden sein? Eine Insidergeschichte? Hat die Polizei in dieser Richtung ermittelt?«

»Natürlich. Aber es war niemandem etwas nachzuweisen. Allerdings kündigte der Kurator drei Monate nach dem Verschwinden. Besser gesagt, es wurde ihm nahegelegt, sich neuen Herausforderungen zu stellen, wie man das heute so trefflich nennt. Diese Dinge werden diskret geregelt, doch ich habe da selbstredend meine Quellen. Angeblich wollte er seine wissenschaftliche Arbeit wieder aufnehmen und ist zurück nach München. Es hat mich eh immer gewundert, wie der Mann zu dieser Stellung in Innsbruck kam. Der Kurator war nämlich kein Österreicher, sondern Deutscher, ein Bayer! Er hat noch nicht einmal einen Doktor. Der deutsche Bachelor ist zwar nicht schlechter als der österreichische Magister, aber gegen inländische Konkurrenz muss der Ausländer bei uns einen höheren akademischen Grad aufweisen. Mindestens ein bis zwei Stufen höher.«

»Bei uns?«, fragte Rudi Meier irritiert.

Machinger war gerade etwas aus seiner Rolle als Weltbürger gefallen und seine Wiener Familienwurzeln waren durchgebrochen.

»Ja, mein Heimatland. Ich habe dort immer noch meinen Hauptwohnsitz!« Machinger schmunzelte. »Soviel ich höre, will er jetzt seinen Doktor fertigmachen. Täte mich nicht wundern, wenn er über *Geigenzettel* arbeitet. Der Herr Ignaz Jennerwein. He, he.«

Rudi Meier fand den Ex-Kurator im Moment weniger interessant als den Kontakt zur verschwundenen Stainer: »Wir sind schon wieder von dem Forum abgekommen. Wie soll ich mit dem Eintrager dort Verbindung aufnehmen?«

»Ist bereits erledigt. Unter Pseudonym versteht sich. Ich habe auf *cozio.com* diverse Accounts. Kostet zwar ein wenig Gebühren, aber es gibt genug Gründe, nicht immer gleich als *Machinger – fine and rare instruments* aufzutreten. Auf meine Rückmeldung hin

erhielt ich eine E-Mail-Adresse, über die wir – oder besser Sie – in Zukunft kommunizieren können.

Jedenfalls hat dieser Kontakt Sinn für Humor. Die E-Mail-Adresse lautet *stainer1682@gmx.net*. Das spricht dafür, dass wir es eher nicht mit unserem Kurator zu tun haben. So wie ich den kenne, geht der einmal im Monat zum Lachen in den Keller.«

Rudi Meier wollte sich die Adresse notieren, aber Machinger griff ihm über das Tischchen in den Arm. »Das können Sie sich doch merken? Müssen Sie sich nicht aufschreiben. Bei solch delikaten Angelegenheiten ist es immer besser, möglichst wenig Notizen zu machen. Klugerweise die Dinge von Belang im eigenen Kopf abspeichern. Da sind alle Informationen am besten aufgehoben.«

Machinger nickte einige Male, um das Gesagte zu bekräftigen. »Tja, jetzt ist das Ihr Fall! Wir sollten aufbrechen, Ihr Flug geht ab Stansted. Das ist ein hübsches Stück außerhalb. Aber dafür deutlich günstiger als Lufthansa von Heathrow. Leonie ist in allen Dingen sehr kostenbewusst. Das Ticket müsste am Schalter der FirstSky auf Ihren Namen hinterlegt sein.«

Er wartete keine Antwort ab und erhob sich. Das Personal kam ohne Aufforderung mit ihren Mänteln geeilt. Sie waren inzwischen die letzten Gäste im Lokal.

»Schreiben Sie das auf die Firmenrechnung«, wies Machinger den Kellner an und machte dazu eine schwungvolle Geste mit seinem Arm. Sollte zweifellos heißen: zusammen.

»Sehr wohl, *Sir*, wie immer.« Er half Machinger in den Mantel und sprach leise zu ihm: »Hätten Sie die Freundlichkeit, auf ein Wort? Unser Chef würde Sie gerne kurz sprechen.«

»Natürlich. Gehen Sie doch schon vor. Ich komme gleich nach«, wies Machinger Rudi Meier an.

Der schlenderte langsam zur Tür. Als er diese aufmachte, drehte er sich etwas und sah dabei aus den Augenwinkeln Machinger und einen Herrn im guten Anzug, der einen Packen Zettel in der Hand hielt, auf diese deutete und auf Machinger einredete. Der schien ihn beschwichtigen zu wollen, wedelte mal wieder mit seinen Armen. Rudi Meier ging nach draußen und zog die Tür hinter sich zu. Wenn er die Situation recht interpretierte, reklamierte der italienische Inhaber einen Stapel unbezahlter Rechnungen. Sollte es so schlimm um den Geigenhändler bestellt sein, dass er seine

Restaurantrechnungen nicht mehr bezahlen konnte? Und gleichzeitig lud er ihn in so einen teuren Schuppen ein!

»Lästig, lästig. Wenn man sich nicht um alles selbst kümmert. Wie peinlich.« Machinger kam schimpfend durch die Tür. Sein Geschimpfe war offensichtlich für Rudi Meier bestimmt.

»Eine Sache noch, Herr Machinger. Wieso waren Sie damals eigentlich in Innsbruck dabei? Sie beschäftigen sich doch sonst normalerweise nicht mit Geigenreinigung, oder?«

»Das kommt ganz auf das Instrument an, mein Lieber.« Machinger zwinkerte, ging aber nicht auf die Frage ein. »Ich habe in der City zu tun. Müssen Sie noch ins Hotel?«

»Ja. Ich denke, wir verabschieden uns gleich hier. Kann ich Sie in den nächsten Tagen unter Ihrer offiziellen Handynummer erreichen?«

»Ja. Nein, warten Sie. Ich gebe Ihnen eine andere Nummer. Über die erwischen Sie mich rund um die Uhr.«

Er diktierte Rudi Meier ohne Zögern eine deutsche Mobilfunknummer, reichte ihm die Hand zum Gruß, drehte sich um und eilte davon.

Drei Stunden später stieg Rudi Meier am Flughafen aus dem *Stansted Express*. Er war sich inzwischen alles andere als sicher, ob es richtig war, was er da tat. Er hatte sich von Machinger überumpeln lassen und wenn er die Sache mit der Stainer-Geige nicht erfolgreich zu Ende brachte, würde er seinem Brötchengeber einiges erklären müssen. Schließlich war er nach London gekommen, um mehr über den Markt für alte Geigen zu erfahren. Laut Rechercheplan wollte er am Mittwoch mit dem Spezialisten von Sotheby's sprechen, am Donnerstag die berühmte Geigensammlung im Ashmolean Museum in Oxford besichtigen, dort den zuständigen Kurator interviewen und am Freitag in London einen Konkurrenten von Machinger besuchen. Hotels, Termine, alles war gebucht.

In seiner Euphorie auf eine heiße Story war er vom Pub schnurstracks zum Hotel geeilt und hatte sämtliche Verabredungen der nächsten Tage abtelefoniert. *Dringende familiäre Gründe erfordern leider meine sofortige Rückreise*. Das ging immer – konnte alles sein, von einer übellaunigen Ehefrau bis zur sterbenden Großmutter.

Dafür hatte man Verständnis und in England käme niemand auf die Idee, in solch privaten Dingen nachzufragen.

Noch vom Hotel aus hatte er eine E-Mail an *stainer1682@gmx.net* abgeschickt. Er sei in den nächsten Tagen in Deutschland und ob man sich wegen dieser Stainer sprechen könne. Als er sich zur Bahn aufmachte, kamen ihm die ersten Zweifel ob seines Treibens. Außer dieser E-Mail-Adresse hatte er nichts, was ihn zu dieser ominösen Geige führen konnte. Wenn dieser Kontakt nicht antwortete, saß er schön in der Patsche. Eine Menge Spesen und keine Geschichte. Aber nun war es zu spät, da musste er jetzt durch.

Während er zur Schalterhalle schlenderte, versuchte er noch einmal die Wiener Telefonnummer. Zu seiner Überraschung wurde diesmal nach zweimaligem Tuten abgehoben.

»Kulturredaktion *Die Allgemeine*. Einen schönen guten Tag. Mein Name ist Miriam Danzinger. Was kann ich für Sie tun?« Eine warme weibliche Stimme eines original Wiener Mädels. Zum Dahinschmelzen. Er liebte dieses Timbre. Aber *Was kann ich für Sie tun?* ließ nicht zu viel Lokalkolorit aufkommen. Die Floskeln, die mit der Globalisierung rund um die Welt gingen, machten auch die Gespräche leider immer uniformer und eintöniger.

»Guten Tag. Rudi Meier vom *Beobachter*, ebenfalls Kultur. Ich würde gerne Gustl Weißmann sprechen.« »Herr Weißmann ist den ganzen Tag in einer Besprechung. Kann ich ihm etwas ausrichten?«

Die Sympathiewerte für die warme Stimme schlugen umgehend bei Null auf. Das herzige Wiener Mädel verwandelte sich in einen weiblichen Drachen, der völlig falsch gepolt an diesem Arbeitsplatz hockte. Versuchte die Anrufer abzuwimmeln und die Redaktion abzuschotten, anstatt die Kontakte nach draußen zu pflegen und zu umgarnen.

»Hören Sie! Ich bin in London und habe gleich einen wichtigen Termin, der auch für Gustls aktuelle Story von großer Bedeutung sein dürfte. Also seien Sie bitte so freundlich und bringen Sie mir den Herrn ans Telefon.«

So leicht ließ sich ein Rudi Meier nicht abwimmeln. Der Hinweis auf etwaigen Informationsverlust und die Nennung des privaten Vornamens als Indiz für die persönliche Bekanntschaft zeigten fast immer Wirkung.

»Einen Moment, ich werde nachsehen, ob sich Herr Weißmann freimachen kann. Bleiben Sie in der Leitung«, kam es kühl und schnippisch zurück.

Kurz darauf meldete sich eine männliche Stimme, gar nicht wienersch, sondern oberösterreichisch, eher bayerisch klingend: »Weißmann.«

»Hallo Gustl, Rudi Meier hier. Lange nichts voneinander gehört. Was habt ihr denn für einen Drachen in der Telefonzentrale! Ist eure liebe Susi im Urlaub?«

»Hallo Rudi. *Telefonzentrale* ist nicht mehr. Das heißt jetzt *office management*. Die Susi haben sie entsorgt. Laut Unternehmensberatung passt sie nicht ins neue Profil. Undiplomatisch gesagt: Die Susi war ihnen zu alt, zu fett und zu *schlach*. Man nannte selbstredend nicht die optischen Gründe beim Namen, sondern hat die Susi diskret in den Vorruhestand befördert. Ihre Kuchen bäckt sie jetzt ehrenamtlich für den Tafelladen. Wir bekommen am Nachmittag nicht mehr Susis legendäres Gebäck. Am Empfang sitzt nun so ein fader, dürrer Stecken. Abgeschlossenes Studium, weiß alles besser und hat keine Ahnung. Das ist wahrscheinlich die Strategie der Geschäftsleitung: Vor lauter Verdross erledigt man seinen Kram selber und schon ist die Stelle der Assistenz eingespart.

Weißt noch, Rudi, als die Edelfedern von der Kultur in München ihre persönlichen Leibsekretärinnen hatten, die das Gekrakel in die Schreibmaschine tippten, das diese Herren in den Eingangskorb warfen oder in die Redaktion faxten: *Ja, liebe Frau Müller, ich weiß, ich bin wieder zu spät. Aber Sie bekommen das doch hin? Sie retten mich, oder?* Die Dame schaute strafend, schmolz wie immer dahin und begann mit rasender Geschwindigkeit, einen eigentlich völlig unleserlichen Text in die Maschine zu hacken. Das waren noch Zeiten. Heute poppt, wo ich gehe oder stehe, am Bildschirm oder iPhone eine Meldung auf: *Abgabe des Artikels Soundso in 4 Stunden und 30 Minuten.* Zum Kotzen. Man kommt sich vor wie Charlie Chaplin am Fließband in *Modern Times*. Der Takt der Computer beherrscht dich und du läufst im Hamsterrad, das dich nimmer auslässt.

Aber was rede ich. Immerhin habe ich noch einen Arbeitsplatz – im Gegensatz zu etlichen Kollegen. Wie geht es bei dir, habt ihr auch so tolle Neuerungen im Redaktionsablauf bei euch draußen?«

Draußen war eine typische Bezeichnung des Österreichers für Deutschland. Es war eine augenzwinkernde Reminiszenz an die kurze, indes folgenschwere gemeinsame Vergangenheit im Tausendjährigen Reich. Das deutsche Kernreich, das waren die da draußen. Die in Österreich, das war die Ostmark, das waren die da drinnen. Das hatte sich gehalten – auch mehr als siebzig Jahre später.

»Weißt du, Gustl, denen fällt permanent etwas Neues ein, was einen von der wirklichen Arbeit abhält. Report da, Tätigkeitsnachweis dort, Budgetplanung hier. Unser alter Herausgeber, der Wolfsgruber, würde sich im Grabe umdrehen, wenn er sich nicht hätte einäschern lassen. Mir kann das ziemlich egal sein. Ich bin in München weit ab vom Schuss, meist alleine unterwegs. Muss nur zu den großen Redaktionssitzungen und wichtigen Planungen nach Berlin.«

»Immer noch der einsame Wolf, so, so. Was liegt an? Du rufst doch nicht an, um mit mir das Thema Redaktionsoptimierung durchzuplaudern.«

»Wäre jedenfalls eine nette Reportage, nicht? Stelle mir schon den Aufmacher vor: *Qualitätseinbußen durch Optimierung*. Aber du hast Recht, zur Sache: Habt ihr etwas über Erwin Machinger, den Geigen-Machinger?«

Das andere Ende der Leitung blieb still. Hoppla, dachte sich Rudi Meier, da ist Bedeutsames im Busch. Wenn der Gustl nicht sofort lossprudelt und den Lebenslauf einer Person bis in alle Details abspult – Gustl war das personalisierte Munzinger-Archiv – dann war die Person entweder absolut unbedeutend oder es stand ein Skandal erster Klasse kurz bevor.

»Der Machinger, mei, des ist jetzt im Moment ganz schlecht. Da kann ich dir im Augenblick leider nichts geben, weil wir die nächsten Tage selbst mit einer größeren Geschichte rauskommen wollen.«

»Größere Geschichte, aha! Was hat er denn angestellt, der Herr Machinger?«

»Nichts, Rudi. Aber das ist doch klar. Bei aller Freundschaft. Wir finishen die Strecke gerade. Da kann ich nicht einmal dir etwas davon abgeben. Das ist bei euch genauso.«

Rudi nickte ins Telefon. Er machte noch einen Versuch: »Wei-

bergeschichten, Minderjährige, Drogen, finanzielle Schwierigkeiten, Steuerhinterziehung?«

Er spulte ein paar der wirksamsten Schlagworte ab, die für Auf-
lage sorgen. Sein Wiener Kollege blieb stur: »Kann dir eine Vor-
abmeldung mailen, wenn es so weit ist. Versprochen. Wir wissen
noch nicht genau, wann wir das rausbringen. In den nächsten Ta-
gen. Der exakte Termin ist bis dato in Verhandlung.«

Da war wirklich etwas im Busch, ganz groß am Kochen. Er insi-
stierte nicht länger. »Ich war heute mit dem Machinger zum Lunch
verabredet. Ein Interview zum Thema *Alte Geigen*. Hier in London.
Er war gerade bei Sotheby's und hat eine Vuillaume ersteigert.
Soviel ich weiß, will er diesen Abend in die Schweiz fliegen. Er hat
in der Nähe von Zürich ein Chalet.«

»In die Schweiz, da schau her! Chalet bei Zürich? Des kannst
glauben. Nur, was bei dem in der Schweiz *Schallä* heißt, da könn-
test du bei uns in Wien locker eine Großfamilie unterbringen. Alte
Geigen? Ja, da kennt er sich wirklich aus, der Herr Machinger. Du
Rudi, wann kommst du mal wieder nach Wien? Dann meldest
dich unbedingt. Musst auch ganz bestimmt nicht mit zum Heuri-
gen. Versprochen.«

Damit zeigte Gustl Weißmann an, das Gesprächsthema *Erwin
Machinger* war unwiderruflich abgeschlossen. Das mit dem Heuri-
gen war eine böse Spitze, denn bei einem Wien-Besuch vor einigen
Jahren war Rudi Meier dermaßen versumpft wie noch nie im Le-
ben und danach drei volle Tage sterbenskrank.

»Vielleicht komme ich eher, als dir lieb ist! Danke dir trotzdem
und nichts für ungut für meine Hartnäckigkeit. Also tschüss.«

»Ba-ba, Rudi, pass auf dich auf und halt die Ohren steif.«

»Na Servus«, dachte sich Rudi Meier. Nach diesem Gespräch befiel
ihn die dumpfe Ahnung, dass Machinger ihm keine große Stütze
sein würde. Aber dafür waren seine Neugier und sein Jagdfieber
endgültig geweckt.

Sein Flugticket am Schalter der FirstSky war reserviert. Es schien,
als könne man sich auf diese Leonie Hull verlassen. Allerdings
kostete ihn das 223,50 Euro – ohne jeden Journalisten- und Firmen-
rabatt. Ein weiterer Erklärungsbedarf bei seiner Spesenabrech-
nung!

Er war spät dran, kam aber gut durch die Sicherheitsschleusen und erreichte den Abflugbereich gerade, als sein Flug zum *Boarding* aufgerufen wurde. Er schaute sich um. Die Maschine schien ziemlich voll, eine Menge Menschen, jedoch kein roter Dufflecoat. Was tun, falls die Dame nicht kam?

Er ließ fast alle Leute vor, überlegte sich, ob er überhaupt einsteigen sollte, machte sich dann aber doch auf den Weg in die Gangway. Vielleicht hatte er sie ja übersehen, eventuell hatte sie etwas anderes angezogen.

Er stand schon vor der Flugzeugtür, als er hinter sich Schritte hörte. Er sah sich um und da war sie, mit ihren grauen Strähnen und dem roten Dufflecoat. Mit einem Geigenkasten und der großen Umhängetasche. Während sie das Flugzeug betraten, nickten sie sich als Geste des Wiedererkennens kurz zu. Etwa um die 50, aber gut erhalten, taxierte er sie. Mit blauer Fleecejacke, weiter Sporthose und bequemen Sportschuhen gekleidet schien sie nicht von einem Geschäftstermin zu kommen.

»Gleich hier, *Sir*.« Die Flugbegleiterin hatte mit einem Blick auf seine Boardingkarte seine Platznummer erhascht: »Ihr Platz ist direkt an der Tür, *Sir*.«

Ein XL-Sitz mit zusätzlicher Beinfreiheit? Brauchte er eigentlich nicht, kostete extra und erforderte eine weitere Erklärung für die Buchhalter. Da klackte es bei ihm im Hirn. Lahmes Bein, bequemer Sitz. Das war wegen seiner Begleiterin, seiner Famula.

»Würden Sie das gute Stück bitte sicher verstauen?« Mehr als Aufforderung denn als Ersuchen hielt Leonie Hull der Flugbegleiterin ihren weißen Geigenkasten hin. Hochmodern aus Carbon. Diese Teile kosteten ein hübsches Geld. Vermutlich war das Instrument darin ebenfalls in der höheren Preisklasse angesiedelt.

»Aber gerne.« Die Stewardess nahm den Koffer behutsam ab. »Ist es okay, wenn wir ihn senkrecht stellen?«

»Ja, das geht gut, danke.«

Die Flugbegleiterin verstaute den Kasten in einem Schrank des Servicebereichs, von ihren Sitzen aus gut zu sehen.

»Gut, da behalte ich ihn sogar im Blick«, erläuterte sie zu Rudi Meier hin. »Die sind wirklich recht freundlich hier. Wissen Sie, seit dieser elenden Handgepäckverordnung ist es für viele Musiker schwierig geworden, mit dem Flugzeug zu reisen. Die Länge eines

Geigenkastens liegt um ein paar Zentimeter über der zulässigen Größe für das Kabinengepäck, dabei wird insgesamt nur ein Drittel des maximal genehmigten Volumens erreicht. Manche Airlines stellen sich stur. Am Checkin streitet man sich mit überfordertem Personal herum. Welcher Geiger würde sein Instrument wohl als Fluggepäck aufgeben? Für die Zukunft besteht Hoffnung auf eine einheitliche internationale Regelung. Zurzeit ist es Glückssache, wie die Crew drauf ist. Aber was rede ich, Sie kennen das vermutlich selbst. Herr Rudi Meier, nehme ich an?»

Er hatte inzwischen Platz genommen, seine Laptoptasche unter dem Sitz verstaut und nestelte am Sicherheitsgurt herum. Wie gedankenlos unhöflich er wieder einmal war! Er sprang ungeschickt auf, verlor seine eingesammelten Gratiszeitungen.

»Entschuldigen Sie, ja, Rudi Meier. Ich soll schöne Grüße von Herrn Machinger bestellen.«

»Leonie Hull, gerne auch einfach *Leonie*. So, so. Grüße von Herrn Machinger? Wir haben uns ja am Nachmittag im Pub gesehen und vorhin habe ich ihn nochmal am Flughafen getroffen! Das ist eine Geige von ihm, die ich mitnehmen soll. Ein bisschen unkonventionell, aber eben Machinger.«

Sie nahm Platz, legte den Sicherheitsgurt an und streckte die Beine aus. »Ah, das tut gut! War Ihr Zug auch so voll? Ich musste die ganze Strecke von *Liverpool Street* stehen.«

»Oh, da war ich wohl im Glück. Ich habe einen Sitzplatz ergattert. Vielleicht reisten wir in demselben Zug? Wenn wir uns schon früher getroffen hätten, wäre mein Platz natürlich Ihrer gewesen, Frau Hull.« Rudi Meier machte auf Kavalier. Es kostete ja nichts. So weit er sich erinnerte, war er seit seiner Kindheit für niemanden mehr aufgestanden.

Leonie sah ihn mit schiefem Kopf an, lächelte und sagte: »Trotzdem vielen Dank. Wie gesagt, wegen meiner auch einfach *Leonie* und *du*. Wir sollen in den nächsten Tagen ja etwas enger zusammenarbeiten.«

»Gerne! Ich bin Rudi.« Rudi Meier wollte sich beim *Du*-Angebot noch erheben, vergaß aber, dass er schon angeschnallt war. Er ärgerte sich über seine merkwürdige Verrenkung.

Eine Durchsage rumpelte aus den Lautsprechern: »Guten Tag, *ladies and gentlemen*. Hier spricht Ihr Kapitän Manfred Serkowitz

aus dem Cockpit. Wir haben die Einsteige- und Einladeprozeduren fertig abgewickelt und wären bereit, unsere Startposition einzunehmen. Leider ergeben sich wegen des Sturms über Südengland derzeit Verzögerungen, da die Flugsicherheit die Intervalle zwischen den *timeslots* aus Gründen der Sicherheit deutlich erhöht hat. Wir bekamen eben die Information, dass wir in etwa 40 Minuten die Parkposition verlassen können. Ich kann Sie für diese Verspätung nur um Entschuldigung bitten, aber sie liegt außerhalb unserer Verantwortung. Machen Sie es sich inzwischen gemütlich. Die Flugbegleiter werden Sie während der Wartezeit zu Ihrer Bequemlichkeit mit einigen Getränken versorgen.«

»Na bravo«, schimpfte Rudi Meier laut vor sich hin. »Die wollten in der Lounge Platz für die nächsten Passagiere gewinnen und pferchen uns hier in den Flieger. *Bequemlichkeit!*«

»*Just relax.*« Leonie lächelte ihm zu. »Wenn wir uns aufregen, starten wir auch nicht früher.«

»Ja, Sie, äh, du hast ja Recht.« Er atmete tief durch. Einmal, zweimal, dreimal legte er die Hände an den Fingerspitzen zusammen und drückte sie mehrmals gegeneinander. Sie schaute interessiert zu.

Rudi Meier hatte seinen professionellen, zuvorkommenden Tonfall wieder gefunden: »Du sagtest, Machinger war eben am Flughafen?«

»Ja, er hat mich direkt vor dem Sicherheitscheck abgepasst. Zog mich zur Seite und bat mich, unbedingt dieses Instrument mitzunehmen und bis zum Wochenende ein Exposé zu erarbeiten. Es sei dringend und sehr, sehr vertraulich. Er schien mir außerordentlich aufgeregt. Schaute sich ständig um, als glaubte er sich beobachtet. Ich fühle mich bei der Sache nicht recht wohl. Aber, was soll's. Ich kenne Machinger nun über fünfundzwanzig Jahre. Da tut man dem anderen schon mal einen, wie soll ich sagen, unkonventionellen Gefallen.«

Sie hatte sich an Rudis Seite gelehnt und flüsterte in einer ganz vertraulichen Art und Weise, als würden sie sich ebenfalls bereits fünfundzwanzig Jahre kennen.

»Das hat aber nichts mit der Stainer zu tun?« Auch Rudi Meier hatte sich nun auf Flüsterton verlegt.

»Nein, alte italienische Schule, Venedig.«

»Was gab es eigentlich heute Mittag im Pub Aufregendes zu besprechen? Das ist Machinger schwer auf den Appetit geschlagen. Der hat kein einziges Sushi mehr gegessen.«

»Ach das. Da hat wohl jemand in seiner Firma Mist gebaut und einige Papiere nicht rechtzeitig bei Sotheby's angeliefert. Darauf wollten sie die Vuillaume nicht übergeben. Kann passieren. Ist aber schlecht für das Image und die Nerven.«

»Und dann?«

»Hat er mich angeheuert, dir einen Schnellkurs *Stainer* zu geben. Ich wollte erst nicht, weil ich dieser Tage wirklich gut beschäftigt bin und eigentlich überhaupt keine Zeit habe. Jedoch, wie immer war ich zu nachgiebig und nun sitze ich hier. Also, Fragen?«

Sie schaute ihn erwartungsvoll an. Rudi Meier überlegte, ob er sie zum dritten Teil der Unterhaltung im Pub befragen sollte, wo sie ein Ansinnen Machingers ganz offensichtlich abgelehnt hatte. Aber das fand er nun doch zu undiplomatisch und so ließ er es vorläufig.

»Womit wir beim Thema sind. Machinger sagt, Sie – Entschuldigung: *du* – bist Spezialist für die Entwicklungsgeschichte der Violine.«

»Ach, der Gute hat wahrscheinlich wieder hoffnungslos übertrieben. Nun, ohne Eigenlob, in einigen Sparten kenne ich mich leidlich aus. Ich arbeite eher punktuell an speziellen Geigenbauern, nicht an kompletten Schulen.« Sie sah ihn selbstbewusst an.

»Und *Stainer* ist so ein Punkt?«

»Ja, könnte man sagen. Obwohl es bei ihm, wie bei den meisten historischen Figuren der frühen Neuzeit nördlich der Alpen schwierig ist. Ob wir von ihrer Existenz überhaupt Kenntnis haben und wenn ja, in welchem Umfang, ist ein großer Zufall. Was damals aufgezeichnet wurde, hing ganz vom Entwicklungsstand der Bürokratie im jeweiligen Fürstentum ab, wie gut organisiert die kirchliche Verwaltung war, wie das Interesse der Obrigkeit an den Untertanen gelagert war. Dazu kommen die vielen, vielen Kriege in den letzten 400 Jahren in diesen Landstrichen. Da ist oft wenig oder gar nichts an Aufzeichnungen übrig geblieben.

In Italien liegen die Dinge anders. Schau dir nur Venedig an: das Bürokratenparadies überhaupt! Seit der Frühzeit der Republik wurde alles akribisch aufgezeichnet, jede Verordnung, jeder Ver-

stoß, jede Gerichtsverhandlung, alles, woran die Verwaltung und Herrschaft irgendwie beteiligt war. Systematisch notiert, schon damals mit einer Art Aktenzeichen. Mit ein wenig Beharrlichkeit findest du noch heute in Gerichtsvorgängen von 1500 die gesamten Akten inklusive Verzweigungen. Allerdings ist diese Vielfalt Segen wie Fluch. Angesichts der unglaublichen Masse der Dokumente schwankt jeder Historiker ständig zwischen Euphorie und Kleinmütigkeit. Ein Wasser bitte, mit.«

Letzteres galt der Flugbegleiterin, die mit dem Getränkewagen zu ihrer Bequemlichkeit Getränke ausgab.

Rudi hob die Hand und meldete sich. »Für mich bitte ebenfalls ein Wasser mit Kohlensäure. Am besten gleich zwei. Ich bin völlig ausgedörrt.«

Die Stewardess sah ihn missbilligend an, hielt ihm einen kleinen Becher hin und beschied, sie komme in naher Zukunft zum Nachschenken vorbei. Leonies Grinsen bewahrte Rudi Meier davor, galling zu reagieren. Warum konzentrierte er sich nicht einfach auf die gute Gelegenheit, die Wartezeit mit einer Privatvorlesung von ihr zu füllen?

»Von Stainer ist die Quellenlage also schlecht? Weißt du, ich bin nicht ganz unbeschlagen, habe einiges über die alten Violinen gelesen, war auch schon in Cremona, spiele selbst Geige. – Na ja, eher mittelprächtig«, setzte er schnell hinzu, als Leonie darauf mit einem interessierten »Ah?« reagierte.

»In meinem Job ist man viel auf Achse und kommt nicht zum regelmäßigen Üben.« Er zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Jedenfalls, diesen Jakob Stainer hatte ich bisher nur ansatzweise auf dem Radar. Seine Instrumente sollen früher höher geschätzt worden sein als Stradivaris. Angeblich besaßen Johann Sebastian Bach und Leopold Mozart eine Stainer. Ebenfalls mancher berühmte Geiger des 18. Jahrhunderts. Doch von den großen Virtuosen des 19. und des 20. Jahrhunderts hat meines Wissens keiner auf einer Stainer gespielt und von den zeitgenössischen auch nicht.«

»Nun, da kommt es ein wenig darauf an, wen du als *großen* Geiger bezeichnest. Große Geigerinnen kennst du wohl gar nicht?«, spottete sie.

Er lachte verlegen. »Nein, äh. Ich meine damit selbstverständlich

die gesamte Berufsgattung. Wegen meiner gerne Geiger-*Innen*.« Er sprach es mit extra langer Pause zwischen *Geiger* und *Innen* aus. Hatte er es hier mit einer dieser peniblen Emanzen zu tun, wie sie in der Redaktion ihr Unwesen trieben und einem ständig mit Hinweisen auf den korrekten Geschlechterstandpunkt auf die Nerven gingen? *Gender* auf Neudeutsch. Seine anfängliche Begeisterung über Leonies Erscheinung kühlte um einige Grad ab.

»Ist okay, ich habe schon richtig verstanden. Wenn du mit *großen Geigern* die Interpreten der berühmten Violinkonzerte von Beethoven, Mendelssohn, Bruch, Tschaiowski, Sibelius, Schostakowitsch etc. meinst, hast du sicher Recht. Da wäre eine Stainer vom Volumen – von der möglichen Lautstärke her – schlicht überfordert. Die wurde für andere Arten der Klangerzeugung erbaut. In der Kammermusik und vor allem in der historisch informierten Szene ist die Stainer indes äußerst begehrt. Im Original oder als Nachbau. Aber mit deinem Kenntnisstand zur Person Stainer liegst du gar nicht so schlecht.

Man weiß tatsächlich recht wenig von ihm. Walter Senn, ein *großer* österreichischer Musikwissenschaftler und überaus kompetenter Tiroler Heimatkundler, hat das Standardwerk zu Jakob Stainer geschrieben. Trotz aller Recherchen wissen wir bis heute weder das exakte Geburts- noch Todesdatum. Wir entnehmen zwar einem Antrag seiner Witwe auf die Hinterlassenschaft, dass Stainer 1683 gestorben ist, kennen jedoch nicht Monat und Tag. Sein Geburtsdatum ist nicht einmal als Jahr genau zu bestimmen. Da gehen die Vermutungen von 1617 bis 1621. Es gibt viele Indizien, aber keine Unterlagen. Wenn überhaupt waren Tauf- und Sterbeeinträge in diesen Zeiten nur in den Kirchen Usus. Und das längst nicht überall und durchgängig.

Von Absam, dem Heimatort Stainers, wissen wir aus einem erhaltenen Visitationsbericht für den Bischof von Brixen, dass dort die Tauf-, Ehe- und Sterberegister erst ab 1645 geführt werden mussten. Bei den nachfolgenden Prüfungsbesuchen wurden diese Register immer wieder angemahnt, weil sie unvollständig oder gar nicht vorhanden waren. Falls der Pfarrer schlampete, was leider recht häufig war, haben wir nichts in der Hand. Dito, wenn die Papiere auf dem Dachboden vermoderten oder die Mäuse sie fraßen.«

»Aber man weiß doch, dass er in Cremona bei dem berühmten Nicola Amati gelernt hat? Wo sonst hätte er zu dieser Zeit auf so ein hohes Niveau seines Handwerks kommen können?« Rudi Meier nützte die Geschichte, die ihm Machinger vorher erzählt hatte, und war gespannt, wie Leonie darüber dachte.

»Das ist nicht gesichert, nur auf ein sehr zweifelhaftes Indiz begründet. Einen angeblichen Zettel mit Hinweis auf seine Tätigkeit in Amatis Werkstatt – der plötzlich verschwunden ist und nur noch als Kopie existiert.«

»Ja, diese Geschichte kenne ich, aber ist sie nicht recht wahrscheinlich?«

»*Wahrscheinlich* ist nicht *gesichert*. Das solltest du als Journalist ja wissen. Kein Fakt ist außer Zweifel ohne Gegenrecherche, ohne mindestens eine zweite einwandfreie Quelle, ohne weiteren Beweis. Arbeitet ihr nicht so? Historiker tun es – sollten es zumindest«, sagte sie mit leichter Ironie, doch einer Spur von Tadel.

Rudi zuckte, fühlte sich wie ein Schuljunge, der seine Hausaufgaben nicht gemacht hatte und den man dabei erwischte. Seine Begeisterung für diese Frau reduzierte sich rapide.

»Ich kenne mein Handwerk. Aber wenn es keine sachlichen Beweise gibt, muss man aus Indizien auch mal eine Beweiskette konstruieren. Sofern sie in sich stimmig ist und Sinn ergibt, kann man ihr trauen.«

Nun hatte Rudi zu dozieren begonnen. Wie alle Journalisten war er schnell gekränkt, sobald man ihm Nachlässigkeit unterstellte – wohl wissend, dass viele Berichte auf Halbwissen aufbauten und häufig Indizienketten als Argumente herhalten mussten.

»Nichts für ungut. Ging nicht gegen dich. Die Sache mit Stainer ist halt ein wenig verworren. Die gesamte Geschichte des Geigenbaus ist über die Jahre recht einseitig zugunsten Cremonas aufbereitet worden. Die hätten die Geige erfunden und lauter so Quatsch! Zeitlich ist es möglich, dass Stainer in Cremona bei Nicola Amati gelernt hat. Dort hatte 1630 böse die Pest gewütet, wie in ganz Oberitalien. Ein Großteil der Geigenmacher in Cremona war an der Seuche gestorben, und Nicola Amati war wohl der einzige Überlebende seiner Familie. Er setzte alles daran, um seine Werkstatt wieder zum Laufen zu bringen, und hätte fraglos einen begabten Lerner aus dem Norden, einen *tedesco*, aufgenommen. Aber

es gibt keinen echten Beweis, kein gesichertes Dokument. Andererseits lag das damalige Zentrum der Lautenmacherkunst in Füssen im Allgäu. Das ist kaum zwei bis drei Tagesmärsche von Abt- sam in Tirol, Stainers Heimatort, entfernt.

Nur dumm: In der Gegend von Füssen grassierte 1629/1630 die Pest. Das war im benachbarten Tirol zweifellos bekannt und ebenfalls die Wirren und Grausamkeiten des Dreißigjährigen Kriegs in den deutschen Ländern. Ab 1632 wurde auch die Füssener Region vom Krieg verwüstet – mit einer Schrecklichkeit, die man kaum begreifen kann. Füssen wäre für den kleinen Jakob der nahelie- gendste Ort für eine Lehre im Instrumentenbau gewesen. Doch bei den Verhältnissen, die zu der Zeit dort herrschten, hat man wohl keinen Tiroler Jungen zur Ausbildung in Richtung Norden ge- schickt. Damit scheidet Füssen als Lehrort eher aus.

Im Süden, in Italien, war zu dieser Zeit Venedig die erste Wahl – nicht Cremona. Denn in Venedig gab es eine ganze Reihe von Lau- ten- und Geigenmachern aus dem Füssener Raum, die in die La- gunenstadt ausgewandert waren. Aus dem späteren Leben Stai- ners gibt es einige Belege, die zeigen, dass er diese Stadt kannte, sich sehr zu ihr hingezogen fühlte. Also wenn schon Indizienkette für Stainers Lehrzeit, dann würde ich diese nach Venedig legen ...«

1632 – Der Weg nach Venedig

Rieden bei Füssen im Allgäu

»Himmelherrgottsakra, Kreuzkruzifix, Scheißdreck verfluchter! Der Leibhaftige ist unterwegs! Jetzt ist es so weit! Jetzt kommt der Krieg auch zu uns!« Peter Seelos atmete schwer, als er sich erschöpft auf die Holzbank am Tisch in seiner Küche setzte. Er schwitzte heftig und gleichzeitig fror er. Gut eineinhalb Stunden waren es von Füssen nach Rieden – wenn man normal ging. Heute hatte er deutlich weniger Zeit gebraucht, denn er war fast die ganze Strecke gelaufen. Das war ihm nicht leicht gefallen. Er war erst um die 40 Jahre alt – sein genaues Geburtsdatum wusste er nicht. Aber im letzten Jahr hatte er öfter gedacht, dass seine Kräfte nachließen.

Immer noch schnaufend von der Anstrengung brachte er die schlimmen Nachrichten vor: »Der Feldherr der Katholischen Liga, der Graf Tilly, ist vor gut einer Woche in Rain am Lech schwer verwundet worden. Man sagt, er liege auf den Tod darnieder, es gehe zu Ende mit ihm. Nun hat der Schwedenkönig Gustaf Adolf die Freie Reichsstadt Augsburg eingenommen. Vor zwei Tagen, am 20. April, sollen seine Truppen in die Stadt einmarschiert sein. Wie es aussieht, kommt der Schwede jetzt zu uns hierher ins Allgäu. Die Leut' wollen bereits schwedische Reiter in der Gegend von Roßhaupten gesehen haben. Wahrscheinlich die Späher der reformierten Haufen. Jedenfalls, wir müssen weg von hier – und zwar alsobald!«

Maria, seine Frau, zog ihr einfaches Kleid wieder über die Knie hinunter. Wenn ihr Mann heimkam, wollte er es sonst immer auf der Stelle mit ihr treiben. Aber heute hatte er wohl keine Lust aufs Schnackseln. Die hitzigen Wallungen, die sie überkommen hatten, als sie ihren Peter an der Tür poltern hörte, waren ihr schnell vergangen. So gotteslästerlich durfte er nicht fluchen. Sie bekreuzigte sich mehrmals und wollte loskeifen, er möge sich um seiner Seele willen und auch um ihret- und der Kinder wegen nicht versündigen. Doch die Worte ihres Mannes vom Krieg und vom Schweden ließen ihr das Geschimpfe im Hals stecken.

Sie drehte sich um und hantierte fahrig am gemauerten, offenen Herd, rührte im Kessel, der über dem Feuer hing und in dem die dünne Suppe für das karge Mittagessen nicht dicker werden wollte. Selten war ihr Peter, der bedächtige Lautenmacher, so außer sich geraten.

Ihre drei Kinder hatten draußen den Lärm gehört und waren in die Küche gestürmt. Jetzt drückten sich die Tochter Anna und der kleine Paul ängstlich an die Mutter, denn der Vater sah zum Fürchten aus, schwer atmend, mit hochrotem Kopf. Georg hing mit seinen 15 Jahren nicht mehr am Rockzipfel. Aber instinktiv hatte auch er sich der Mutter am Herd genähert, hielt seine Hände ineinander verkrampft und wartete bange, was nun geschehen würde. Die Kinder verstanden alle miteinander nicht, was vorging, doch es schien bedrohlich zu sein.

Auch Lukas und Jakob waren aus der kleinen Werkstatt neben der Küche gekommen, als der Meister hereinpolterte. Krieg? Krieg sollte es geben? Lukas, der Geselle, stierte auf die rohen Steinplatten des Bodens. Schlechte Aussichten zogen da für ihn auf. Mit seinen 20 Jahren war er gerade im richtigen Alter, das wusste er. Schnell landete man beim Kriegsdienst. Die Werber benahmen sich nicht zimperlich, wenn die Reihen aufgefüllt werden mussten. Nach verlorenen Schlachten war das immer der Fall. Wen das Handgeld nicht zum freiwilligen Eintritt in die Haufen überzeugte, dem half man gerne mit Branntwein oder auch mit Prügeln nach. Oder die Stadt kassierte die jungen Männer zum Frondienst für den Schanzenbau ein. Ob Frondienst oder Soldat – das Elend wäre das gleiche.

Jakob Stainer, der Lehrling, drückte sich an die hölzerne Wand und verzog das Gesicht. Die Werkstatt wieder verlassen? Und wohin dann? Wie lange hatte es gedauert, bis er sich durchgesetzt hatte und zur Lehre nach Füssen durfte! Dreizehn Jahre war er nun und erst im letzten Sommer hierher zu Seelos gekommen. Zuvor hatte er fast ein Jahr in der Tischlerei seines Onkels Hans Gräfinger in Hall in Tirol lernen müssen. Was war das für ein Streiten gewesen, wie viele Ohrfeigen hatte es vom Vater gesetzt! Dank der unermüdlichen Fürsprache des Jesuitenpaters Antonius von der Lateinschule und nicht zuletzt von Onkel Gräfinger selbst hatte der Vater ein Einsehen und ließ ihn nach Füssen. Geigenma-

cher wollte er werden und diese wunderbaren Holzkistchen bauen, denen die Musikanten so wundersame Töne entlockten.

Nun ja, Geigen hatte er hier bisher nicht gesehen. Sein Lehrherr war Lautenmacher, der sich auch einmal an einer Violine versuchte. Seit Jakobs Einstand war aber kein solcher Auftrag eingegangen. Im letzten Jahr hatte der Meister überhaupt nur Bestellungen für zwei neue Lauten und eine Bassgambe bekommen. Sonst gab es nur eine Handvoll alter Instrumente zur Reparatur. Die große, halb fertige Bassgambe nahm fast den gesamten Platz in der Werkstatt weg. Nur wegen der hatte Seelos den Gesellen Lukas aufgenommen. Leider war der Auftraggeber, Johann Eucharius von Wolfurt, Fürstabt in Kempten, im Winter gestorben – nicht an der Seuche, sondern wohl am Alter, sagte man. Meister Seelos vermutete eher an den Folgen der Fresssucht, so wie die meisten hohen Herrschaften im Alter für ihre Völlerei und Ausschweifungen bestraft wurden. Jedenfalls wollte der neue Fürstabt nichts von dem Auftrag wissen und verweigerte die fällige Abschlagszahlung. Sie hatten aufgehört den Bass zu bauen und Lukas war geblieben, weil er nicht wusste, wohin.

Alle sprachen von den schlechten Zeiten. Überall grassierten Seuchen. Die Pest machte bei der von Krieg und Hunger geschwächten Bevölkerung leichte Beute. Die meisten deutschen Länder lagen wegen der Kriegswirren völlig darnieder. Kaum ein Fürst, kaum ein Bischof, der Aufträge vergab. Niemand hatte Geld für Musik oder gar neue Instrumente. Alles wurde für Waffen und Soldaten gebraucht. Es war keine gute Zeit in den deutschen Ländern für Instrumentenmacher.

So hatte sich der Lautenbauer Peter Seelos im letzten Sommer mehr um seine kleine Landwirtschaft als um die Werkstatt gekümmert und der Lehrling hatte nur zu oft auf dem Feld helfen müssen. Wenn Jakob in der Werkstatt war, durfte er meist nur Lautenspäne schnitzen.

Immerhin hatte ihm Seelos vor ein paar Wochen ein Stück Deckenholz gegeben. Er sollte versuchen, die aufgezeichnete Rosette als Schallloch auszuschnitzen. Aber so geschickt Jakob mit dem Messer war – als er ungefähr die Hälfte sorgsam ausgearbeitet hatte, war ihm das Schnitzmesser abgeglitten und hatte eines der feinen Ornamente zerschnitten.

Seelos hatte ihn nicht gescholten. Es sei ein Lernstück und er solle weitermachen. Er habe ihm extra ein Stück minderwertiges Holz gegeben, an dem er üben könne und wo kein Schaden entstehe, wenn er es verderbe. Jakob aber war fuchsteufelswild geworden und schleuderte das Deckenholz in die Ecke. Er konnte es nicht leiden, wenn etwas nicht so wurde, wie er es sich vorstellte. Schon bei seinen ersten Schnitzversuchen als Kind war das so. Alles sollte so werden wie das Bild in seinem Kopf – schön und perfekt, was freilich nie gelang.

Erst eine ordentliche Mauschelle von Seelos brachte Jakob zur Besinnung. Er musste an der begonnenen Arbeit weiterschnitzen, wie es der Meister befahl. Als er fertig war, begutachtete Seelos die Rosette, klebte mit ein wenig Leim einen Holzspan an dem zerschnittenen Steg fest, ließ ihn antrocknen, schliiff Überstehendes ab und polierte darüber. So macht man das, versuchte er dem Jungen zu erklären. Man muss ausbessern und flicken können. Es geht nicht an, immer von vorne anzufangen, wenn etwas schief läuft. Eingedenk der Ohrfeige nickte Jakob gehorsam, aber recht war es ihm nicht. Geflicktes als Neues ausgeben? Das war ihm in der Seele zuwider.

Die Stimme von Seelos' Frau Maria brachte Jakob in die Gegenwart zurück. »Ja dann, in Gottes Namen packen wir unsere Sachen und beten, dass wir hinter den Mauern von Füssen sicher sind vor dem ketzerischen Feind.«

Sie hatten es selbst noch nicht erlebt, aber sie wussten, es war kein Bleiben. In Kriegszeiten boten die der Stadt und Burg vorgelegerten Siedlungen und Weiler keinen Schutz. Man verließ in solchen Zeiten Haus und Hof mit Sack und Pack, flüchtete hinter die Mauern und hoffte, die marodierenden Soldaten würden Erbarmen zeigen und die Häuser verschonen oder sie zumindest nicht anzünden. Ein meist vergeblicher Wunsch.

»Nein, nicht nach Füssen.« Seelos schüttelte den Kopf. »Da gibt es weder Sicherheit noch Zukunft. Unser edler und gestrenger Herr, der Bischof von Augsburg, der saubere Heinrich von Knoeringen, denkt offenbar gar nicht daran die Stadt zu verteidigen. Geschütze, Pulver, Blei, Korn – anstatt alles heranzubringen und die Stadt für die Belagerung zu verstärken, lässt er die Sachen in

das sichere Tirol abtransportieren. Der Krieg wird weitergehen. Der Schwede wird die ganze Gegend überrennen und plündern, dann kommen die kaiserlichen Truppen zurück, machen dasselbe und es wird nicht besser sein.

Die Gemeinde von Füssen möchte Boten nach Augsburg senden, um mit dem Schweden die Auslösesumme zu verhandeln, mit der die Stadt bei freiwilliger Übergabe von Plünderung und Brandschatzung verschont bleiben soll. Aber der fürstliche Herr ist dagegen. Er hat Verhandlungen verboten und will jeden in den Turm werfen lassen, der solches wagt. Andererseits tut er nichts zur Verteidigung und bringt sich und seine Habe nach Tirol in Sicherheit – wie übrigens fast alle unsere geistlichen Herren. Das Elend nimmt kein Ende. Gerade haben wir durch Gottes und der Mutter Maria Gnade die große Seuche überstanden. Nun kommt das Kriegsunheil angekrochen und nimmt uns den Verdienst, bedroht uns mit Gräueln und Tod.«

»Was sollen wir tun, Mann? Nach Reutte oder gar nach Innsbruck ziehen? Wer will uns aufnehmen, wovon dort leben? Hier haben wir wenigstens unser kleines Feld, den Gemüseacker und die beiden Ziegen, die uns immer ein wenig Nahrung geben. In der Fremde bleibt uns nichts, gar nichts!«

»Wenn die Soldaten kommen, bleibt uns auch hier nichts. Die Haufen nehmen den Leuten ohne Erbarmen das letzte Stück Vieh, das letzte Gramm Korn weg. Nein, nicht ins Tirolerische!« Seelos schüttelte den Kopf und zog ein gefaltetes Papier aus der Innentasche seines Wamses. »Wir ziehen nach Venedig. Meine Brüder schreiben mir, die Stadt sei nun fast ein Jahr pestfrei. In den fürchterlichen Jahren 1630 und 1631 sind in der Stadt über ein Drittel der Menschen gestorben. Man zählte wohl an die 50.000 Leichen im Bereich der Lagune. Auf dem Festland muss der schwarze Tod noch viel schlimmer gehaust haben. Aber jetzt hat es ein Ende und überall fehlen Handwerker und Arbeiter. Häuser und Werkstätten stehen zuhauf leer und die Verwaltung der Seerepublik stellt erleichterten Zuzug in Aussicht.

Matthäus schreibt, seine *bottega* wie auch die des Bruders habe genug Aufträge. Ebenso die Betriebe der anderen Lauten- und Geigenmacher. Die Nachfrage nach Instrumenten sei noch nie so groß gewesen wie jetzt – als wolle nach dem Ende der Pest jeder

musizieren und Musik hören. Ich kann zumindest für den Übergang in seiner Werkstatt arbeiten und unseren Lebensunterhalt verdienen. Alles Weitere liegt in Gottes Hand.«

»Nach Venedig, in die verfluchte Stadt? Nein!«, schrie Maria entsetzt auf. »An diesen Ort, der ganz im Wasser liegen soll, eingeschlossen ohne Weg und Flur! Wo die Menschen Schuppen haben und Flossen, weil sie immer schwimmen müssen. Wo sollen unsere Geißen grasen, wenn es nur Wasser gibt? Wo werde ich den Kohl anbauen? Grausige Sitten herrschen in dieser Stadt, sagt der Pfarrer. Haufenweise Metzgen und andere schlechte Weiber. Es sollen viele Ketzer dort leben, ja das ganze Venedig ist doch vom Papst exkommuniziert worden. Wir verlieren unser Seelenheil, sobald wir nur in die Nähe dieses unseligen Orts geraten. Wie können da die Kinder im rechten Glauben aufwachsen? Nein, nein, nein!« Energisch schüttelte Maria den Kopf und drückte Anna und Paul an sich.

»Dummes Weib.« Seelos schaute etwas verduzt. Zwar nörgelte seine Frau ständig herum, aber so offen und laut hatte sie noch nie gewagt, ihm zu widersprechen. »Weißt du nicht, was die Soldaten mit dir machen, wenn sie die Stadt einnehmen? Weißt du nicht, was sie mit dem Kind anstellen, sobald sie es erwischen?«

Er deutete verlegen auf Anna, seine Tochter, die mit ihren 13 Jahren bereits deutlich frauliche Konturen aufwies. »Habe ich dir nicht aus den gedruckten Blättern, die die Händler am Markt in Füßen verkaufen, vorgelesen, was in diesem verfluchten Krieg schon alles passiert ist? Egal ob Protestanten oder Kaiserliche, die Soldaten führen sich schlimmer auf als die wilden Tiere. Stehlen das Vieh und die Habe der Bauern weg. Plündern die Städte, die sich nicht auslösen können und auch solche, die bereits Lösegeld gezahlt haben. Weder Frau noch Kind sind gegen Notzucht gefeit. Und wenn sie kein Korn, kein Tuch mehr finden, wenn Haus und Garten nichts mehr hergeben, dann schlitzten sie Bauern wie Städtern gleichermaßen die Bäuche auf, um zu sehen, ob jemand vielleicht sein letztes Geldstück verschluckt hat. Dieses elende Treiben und Morden hat ewig kein Ende. Weder die Schweden noch die Kaiserlichen können im Moment die Oberhand gewinnen. Du siehst das an den vielen Druckzetteln, die sowohl von den Siegen der Schweden als auch der Kaiserlichen künden. Die ganze Welt

der deutschen Lande wird zu Grund gehen. Aber wir werden nicht dabei sein!«

»Mann, versündige dich nicht. Wenn es Gottes Wille ist, dass wir sterben, dann soll es halt geschehen. Wir sind alle in der Hand des Schöpfers.« Maria weinte und flehte.

Solche Töne war Seelos nicht gewohnt – doch er blieb stur. »Natürlich ist es Gottes Wille, dass wir sterben – freilich wenn möglich nicht durch Mord, Peinigung und Notzucht. Warum fliehen der Bischof und die anderen Pfaffen nach Tirol? Warum stehen sie uns in dieser schweren Stunde nicht bei?«

Seelos hielt inne. »Aber was rede ich. Es ist bereits alles geregelt. Die Geißen werden morgen abgeholt. Ich habe sie gegen gute Zahlung für ein Maultier eingetauscht, das ich noch heute in Hopfen abhole. Du, Frau, packst den nötigsten Hausrat sowie Vorräte, soviel es geht. Außerdem die Kleider und die Überzüge der Strohsäcke. Den Rest – Tisch, Stuhl, Bank und Truhe – stellen wir beim Oheim in der Stadt unter.«

Um zu bekräftigen, dass der Entschluss feststand, wandte er sich von seiner greinenden Frau ab und seinem Lehrling zu, der verschreckt an der Wand lehnte: »Jakob, magst du mit nach Venedig kommen? Wenn du Geigen bauen willst, wirst du dort mehr als genug Gelegenheit finden – sonst musst du halt nach Absam zurück.«

Die Einladung von Peter Seelos, ihn mitzunehmen, war alles andere als uneigennützig. Schließlich hatte er die gesamten 100 Gulden Lehrgeld für die auf fünf Jahre angesetzte Lehre schon im Voraus erhalten. 100 Gulden hin oder her bedeuteten in diesen Zeiten die Absicherung der ganzen Familie. Jakobs Vater, der Bergknappe Hans Stainer, hätte diese Summe nie aufbringen können. Aber dem kleinen Jakob war 1623 ein Erbe von fast genau 100 Gulden aus der Verwandtschaft seiner früh verstorbenen leiblichen Mutter, der Barbara Ponperger, zugefallen, das ihm den Weg in seine Lehrzeit ermöglichte.

Das Geld wollte Seelos auf keinen Fall missen. Immer wieder hatte er in den letzten drei schlechten Jahren von seinen geringen Ersparnissen nehmen müssen. Vorbei waren die Zeiten, in denen die Lautenmacher aus Füssen mit ihren hoch geschätzten Instru-

menten den gesamten deutschen Markt bis hinauf zu den skandinavischen Ländern belieferten, ja sogar nach Italien verkauften. Allein in der Stadt hatte die Gilde vor Beginn der Kriegshandlungen 1618 an die 20 Meister gezählt – die edle Zunft, die sich schon 1562 eine eigene Handwerksordnung gab. Dazu kamen noch die Werkstätten in den Dörfern und Weilern, wie die von Peter Seelos.

Aber die Pest, die in den letzten Jahren in der Füssener Gegend wütete, hatte auch unter den Lautenmachern ihren grausigen Tribut eingefordert. Den Überlebenden brachte das Kunsthandwerk kaum mehr das Brot. Der deutsche Markt war durch Krieg und Pest zerstört, die Transportwege der Händler unterbrochen. Die Fürsten gaben ihr Geld für Soldaten und Kriegsgerät aus, nicht mehr für Musik und prachtvolle Feste. Die Welschen konnten das nicht wettmachen. Überhaupt ging in Italien die Nachfrage nach Lauten deutlich zurück, wie er von seinen Brüdern wusste. Geigen in allen Größen wollten die hohen Herren dort haben. Eine neue Art von Musik verlangte Instrumente, die die menschliche Stimme verstärken und eventualiter einmal ersetzen sollten.

Es war aber nicht nur das Lehrgeld, das ihn für Jakob einnahm. Er hatte echten Gefallen an dem aufgeweckten Burschen gefunden. Das Schnitzmesser handhabte der bereits besser als viele Alte – was man ihm natürlich nicht auf die Nase binden musste. Der Junge war stets wissbegierig – wollte bei allen Arbeiten das *Warum* und das *Wieso* geklärt haben. In der Regel konnte ihm Seelos kaum befriedigende Antworten geben. Er selbst führte die einzelnen Schritte, um ein Instrument zu bauen, so aus, wie er es seinerzeit von seinem Meister gelernt hatte und dieser von seinem. Ohne zu hinterfragen und sich unnütze Grillen zu machen. Über die Wiederholung der Tätigkeit verbesserte man sich, mit Begabung und viel Fleiß wurde man schließlich selber zum Meister. So war es und so wird es immer sein. Andererseits, wie er zugeben musste, gelegentliches Nachdenken war nicht von Schaden. Besonders wenn man derart rechnen konnte wie dieser Lehrjunge.

Ihm selbst ging die Zahlendreherei nicht gut durch den Kopf. Aber mit Jakobs Hilfe hatten sie ein Verfahren gefunden, die Mensuren, die Verhältnisse von Saitenlänge und Instrumentenlänge, zu überprüfen und zu ändern – mitunter mit klangvollen Ergebnissen. Bisher hatte er zum Abmessen nur seine kleinen Holzqua-

drate benutzt, die er selbst nach seiner Lehre von seinem Meister kopieren durfte. Elf Plättchen für die Länge und sieben für die Breite sollten es nach alter Meisterregel sein, um die Größe der Lautendecke zu bestimmen. Derart war es überliefert und man legte sie nach dem Goldenen Schnitt. Aber häufig passte es am Ende doch nicht. Es fehlte der Klang und das Instrument war kaum zu verkaufen. Das musste an den Abmessungen und der Deckenstärke liegen. Angeblich wussten sie in Italien um ein neuartiges Verfahren, bessere Maße für die Lautendecke zu bestimmen. Auch das war ein Grund, nach Venedig zu gehen.

Außerdem konnte der Junge ein wenig Latein, das er – wie das Rechnen – in der Jesuitenschule in Hall gelernt hatte. Von seinen beiden Reisen zu den Brüdern in die Lagunenstadt wusste Seelos, wie wertvoll das war. Schon auf der anderen Seite des Brennerpasses schwätzten die Leute ein kaum verständliches Deutsch und die Sprache in den Gebieten der Seerepublik hatte offenbar der Teufel erfunden. Wer sollte dieses welsche Zeug verstehen, wo man nie sicher war, ob der Mensch redete oder sang?

Venedig! Dieser Name riss Jakob aus seinem Trübsinn. Er reckte den Kopf und strahlte. Venedig. Davon hatte Pater Antonius in der Schule in Hall erzählt. Von den Wundern dieser Stadt im Wasser, vom unermesslichen Reichtum und der Vielfalt an Musik, die daselbst gespielt und gepflegt wird. Aber auch darüber, dass ein rechter Christenmensch dort nicht hingehöre, weil die Sünde überall herrscht und Tausende sittenloser Frauenzimmer bei Tag und Nacht im Auftrag des Teufels versuchten, gottesfürchtige Männer vom gottgefälligen Weg abzubringen. Jakob fand damals die unzünftigen Frauenzimmer nicht halb so interessant wie die Erzählungen über die allgegenwärtige Musik, deren kunstvolle Ausübung den vielen Instrumentenbauern Venedigs Arbeit und Auskommen gab. Damals, als er noch hatte Priester werden sollen, als ihn Bruder Antonius stets vor den Frauen warnte und dabei ...

Jakob schüttelte die Erinnerung ab. Sittenlose Frauenzimmer interessierten ihn immer noch nicht – auch wenn ihm das weibliche Geschlecht längst nicht mehr so gleichgültig war. Spätestens seit er Anna einmal ohne Oberkleid draußen beim Waschen gesehen hatte. Was waren da für unbekannte Gefühle aufgestiegen, welches Brausen im Kopf und zwischen den Beinen, wo laut Pater

Antonius die grässlichste der Todsünden wohnte. Aber um in Venedigs Paradies der Musik zu kommen, hätte er alles riskiert.

»Natürlich, Meister, natürlich will ich mit. Da können wir jeden Sonntag in der Kirche vom heiligen Markus die Messe besuchen und die Musik der Engel hören.«

»Gemach, gemach, Jakob. Zuerst müssen wir auf unserem Weg in Innsbruck Station machen und in Absam deinen Vater um Erlaubnis fragen.«

»Der Vater wird das sicher gestatten, Meister. Ihr werdet sehen. Er hat mich doch auch zu Euch nach Füssen gelassen.«

Seelos schmunzelte trotz der bedrückenden Gedanken an die Zukunft, trotz der grausigen Aussicht, Haus und Werkstatt aufgeben zu müssen. Vielleicht konnten sie ja eines Tages zurückkehren – wenn bis dahin etwas von seinem Haus übrig blieb.

»Nun denn, ans Werk. Jakob, du gehst Lukas zur Hand. Räumt die Werkzeuge zusammen, packt den Vorrat an Eibenholz und die fertigen Späne in einen Sack – auch die beiden geschnittenen Platten Fichtenholz, die kleinen Hölzer und sämtliche Saiten, die wir noch haben. Die Formen lassen wir hier, die brauchen zu viel Platz im Reisebeutel. Wir werden uns neue anfertigen nach den Mustern meiner Brüder. Die Zutaten für Lack können wir in Venedig wohlfeil erhalten. Heute Abend muss alles gerichtet sein, im ersten Morgengrauen brechen wir auf.«

An seinen Gesellen gewandt fügte er ernst hinzu: »Lukas, ich kann dich nicht mitnehmen, aber wenn du dich selbst nach Venedig durchschlägst, findet sich sicher Arbeit für dich. Ich habe dir vom Pfarrer, wie für uns alle, eine Gesundheitsbescheinigung ausstellen lassen. Du brauchst in jeder italienischen Stadt diese *bollette di sanità*, worin bestätigt wird, dass der Ort, von dem her du kommst, seuchenfrei ist, dass dort nicht die Pest herrscht. Ohne diese Papiere lässt man dich nicht durchs Tor. Hier sind deine anderen Dokumente. Ich habe dir etwas geschrieben über deine Arbeit, die du bei mir sechs Monate treu und ehrlich mit gutem Fleiß verrichtet hast. Wenn du willst, kannst du noch ein paar Tage im Haus wohnen, aber ich rate dir, keine Zeit zu verlieren. Möge der Herr dich behüten und alle deine Wege begleiten.«

Er gab dem Gesellen einige abgegriffene Papiere und zählte aus einem Lederbeutel ein paar Münzen ab, die Lukas einsteckte.

»Ja, Meister, ich werde mich dito in Italien versuchen. Hier lande ich doch nur bei den Soldaten oder – desaströser noch – bei den Hilfstruppen und damit im sicheren Tod. Aber ich kann nicht über Reutte und die Feste Ehrenberg nach Tirol. Da würden sie mich gleich einkassieren. Passt auch auf Jakob und Georg auf. Sie haben gerade das Alter, um als Hilfsjungen an den Kanonen zu dienen. Ihr wisst, das überleben nur wenige. Sie sterben seltener wegen Beschuss des Feindes als durch eigene explodierende Geschütze. Die Dämpfe des Pulvers zerfressen ihnen den Atem und nach einer Woche Schuftereie im Kampfeslärm sind sie ihr Leben lang stocktaub. Sie verbrennen sich an den heißen Rohren Arme und Füße, bekommen Schwären, die sie vergiften. Sie erhalten keinen oder kaum Sold, wenig Menage, aber dafür Hiebe mit dem Stock, wenn sie die Munition nicht geschwind heranschleppen. Doch es gibt andere Wege ins Nachbarland. Über versteckte Pfade, die nur die schwarzen Gesellen kennen – Schmuggler, die Waren an den hohen Zöllen vorbei von Tirol nach Bayern oder umgekehrt verbringen. Ich werde wohl einen dieser Wege nehmen und womöglich sollten die Jungen das ebenfalls tun.«

Als Maria von den Schwärzern hörte, bekreuzigte sie sich erneut und seufzte. Jedoch stand sie nun ohne weiteren Widerspruch auf. Sie wusste, wann sie ihrem Mann zu gehorchen hatte, kannte es nicht anders. Was hätte sie ohne ihn vermocht? »Kommt Kinder, es gibt einiges zu tun. Wir müssen fort.«

Am Brennerpass

Jakob bibberte vor Kälte und seine Zähne klapperten. Es war erst Vormittag und er war bereits völlig durchnässt. Trotz des schlechten Wetters waren sie heute Morgen von der Herberge im Weiler Gries aufgebrochen. Fünf Kreuzer hatte Seelos für eine Übernachtung im Stall gegeben und fluchte immer noch, wenn er daran dachte. Aber was sollte er machen, seine Familie konnte die Nacht nicht in Regen, Schnee und Kälte draußen verbringen. Im schmutzigen Stroh waren mehr Ungeziefer als Halme, es stank grässlich und wären sie nicht vom Weg am Tag vorher so erschöpft gewesen, hätten sie wohl alle mitsamt kein Auge zugetan.

Mit ein wenig warmer Gerstensuppe im Bauch stiegen sie weiter Richtung Brennerpass auf. Eine gute Stunde sollte der Weg bis zur Pashöhe dauern. Es hatte erneut stark zu schneien begonnen und sie kamen schlecht vorwärts. Seit drei Stunden schlepten sie sich mühsam dahin, ohne oben angekommen zu sein.

Immer wieder mussten sie in den tieferen Schnee neben der Trittspur ausweichen, wenn sich mit lautem Geschrei ein Trupp Rodfuhrleute mit ihren Schlitten näherte. Die hatten das Monopol auf den Warentransport über den Brenner und die Strecke in einzelne Etappen aufgeteilt, nach denen sie die Fracht der nächsten Mannschaft übergaben. Die Fuhrleute taten, als gehöre der Weg nur ihnen. Was sollte man den Gespannen mit Pferden oder Ochsen auch entgegensetzen? Immerhin hielten die Rodfuhrleute den Weg halbwegs in Ordnung, der im Gebirge oft genug von Unwetter und Lawinen beschädigt wurde.

Bereits beim ersten Ausweichen in den tieferen Schnee bekamen sie alle nasse Füße. Maria Seelos murrte vor sich hin – wie immer seit dem Aufbruch von Rieden. Den kleinen schwächlichen Paul, der erst fünf Jahre alt war und den seit einem halben Jahr ein trockener Husten quälte, hatte Seelos auf das alte Muli gesetzt, das er Lastpferd nannte, und dafür noch einen zusätzlichen Sack auf seine eigene Schulter genommen. Seine Tochter Anna, gebeugt unter einer schweren Kraxe, fror ebenfalls fürchterlich, weinte leise, setzte aber tapfer einen Fuß vor den anderen.

Georg, der ältere Sohn, gab Ruhe und stapfte, wenn das Gelände es erlaubte, neben Jakob her. Er schien genauso gespannt auf Ita-

lien zu sein wie Jakob. Fast eine Woche war vergangen seit ihrem Aufbruch aus dem Allgäu. Beim Morgengrauen waren sie losgezogen auf Füßen zu, über die hölzerne Lechbrücke, die bei dem starken Hochwasser und wegen der Last der vielen Fuhrwerke bedenklich schwankte, hinüber Richtung Pinswang, Reutte und die Feste Ehrenberg. Wider Erwarten hatte sich auf der ganzen Strecke niemand für sie interessiert, nicht einmal an der Grenzfestung Ehrenberg. Eingedenk der Worte seines Gesellen hatte Seelos den rechten Arm seines Sohns eingebunden und in eine Schlinge gehängt, als ob er zur Arbeit unbrauchbar sei. Jakob hatte er einen Stock gegeben und ihn angewiesen gebeugt zu gehen und seinen Fuß stark nachzuziehen, bis sie die Grenzfestung weit hinter sich gelassen hatten.

Die Tarnung erwies sich als unnötig. Alles war in Aufruhr. Sowohl in Füßen als auch Richtung Reutte schien ein heilloses Durcheinander zu herrschen. Die Anweisung von Bischof Heinrich, möglichst viele Güter in das sichere Tirol zu schaffen, kam ihnen zugute. Sie passierten die Festung in einem endlosen Strom von Soldaten, Bauern, Klosterbrüdern, Nonnen und Fuhrleuten. Normalerweise wurde jedes Bündel umständlich untersucht und Zoll erhoben. Für sie war an diesem Tag die Grenze frei. Wer da fürstliche, bischöfliche oder seine eigenen Sachen wegschaffte, war nicht auszumachen und die Grenzposten zeigten sich auch nicht im geringsten interessiert. Sie fluchten auf die Leute, winkten und schrien, man möge sich beeilen und den Durchgang freimachen.

Auf ihrem weiteren Weg über den Fernpass und hinunter ins Inntal waren sie nur langsam und mühsam vorwärtsgekommen. Die Route wurde einst von den Römern als solide Straße mit geschottertem Unterbau erstellt. Sie war ein Stück des *Oberen Wegs*, den man *Via Claudia Augusta* nannte, nach dem Kaiser, zu dessen Regierungszeit er angelegt worden war. Die Militär- und Versorgungsstraße verlief im Römischen Reich von *Augusta Vindelicorum*, der Provinzhauptstadt Raetiens, – dem heutigen Augsburg – über Füßen, den Fern- und Reschenpass nach Trient, wo sie sich mit anderen Straßen des Imperiums verband.

Nun überfüllten Flüchtlinge den schmalen, schlammigen Pfad. Alle Augenblicke gab es Stockungen, wenn Soldaten mit Kriegsmaterial in Richtung Feste Ehrenberg entgegenkamen. Dort bauten

sie an zusätzlichen Schanzen. Offenbar dachten die Tiroler gar nicht daran, die Grenze ungeschützt preiszugeben – ganz im Gegensatz zu den Herrschaften aus den Gebieten des Hochstifts Augsburg. Seelos spuckte noch immer aus, wenn er daran denken musste. Wie viele Kleriker in dicke Pelze gekleidet mit vollbepackten Wagen hinunter nach Tirol unterwegs waren! Schutzlos ließen sie ihre Pfründe zurück. Ihnen war nur wichtig, die eigene Habe und die eigene Haut zu retten. Und sie beschwerten sich auch noch, dass die Reise nicht schnell genug ging, weil die zum Schutz der Grenze beorderten Tiroler Mannschaften aus der Gegenrichtung marschiert kamen – und weil Flüchtlinge wie Seelos mit seiner Familie ihnen im Wege standen.

Die hatten allein von Rieden nach Innsbruck drei Tage gebraucht, zweimal mussten sie im Freien nächtigen – nur notdürftig von den Feuern gewärmt, welche andere Reisende neben den Straßen anzündeten. In den höheren Lagen trafen sie noch auf viel Schnee. Unterhalb des Fernpasses war er geschmolzen, aber es piff ein eisiger Wind und die Luft war feucht. Pauls Husten verschlimmerte sich ständig und der Huflattichtee, den ihm die Mutter machte, brachte kaum Linderung.

Nun, auf dem Weg zum Brennerpass war das Wetter sogar schlechter geworden. Sturm, Kälte und Nässe zogen ihnen alle Kraft aus dem Leib. Der Wirt in ihrer Grieser Herberge bestätigte, was sie bereits unten im Tal gehört hatten: Bald würde Tauwetter kommen, dann wären die Verhältnisse auf dem Weg noch unerträglicher. Oft könne man in dem sumpfigen, tauenden Schnee und dem Schlamm wochenlang überhaupt nicht durchkommen – abgesehen von den zusätzlichen Gefahren durch Lawinen, Muren und Hochwasser aus der Schneeschmelze.

So hatten sie sich wie jeden Tag in Gottes Hand befohlen und auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, jenseits des Passes möge das Wetter bald besser werden. So taten es auch die Rodfuhrleute, die versuchten, so viele Waren als möglich noch mit den Schlitten über die Berge zu transportieren. Wo der Schnee geschmolzen war, mussten sie ihre Wagen verwenden, deren Räder tief in der aufgeweichten Erde einsanken. Eine fürchterliche Plackerei.

»Was hast du eigentlich mit den Jesuiten zu schaffen?« Georg stapfte mit schwerem Schritt neben Jakob her. Er sprach, ohne den

Blick vom Weg zu heben. Jakob schien in sich versunken und hatte ihn im lauten Wind kaum verstanden.

»Was habe ich zu schaffen?«, fragte er zurück.

»Mit den Jesuiten, den Kuttenbrüdern, den verschwörerischen. In Hall, mit dem, der bei euch in Absam war, mit dem Schwarzkit-tel, mit dem du so lange geredet hast?«

Georg wusste eigentlich nichts Gewisses über die Jesuiten. Aber er hatte gehört, wie einer der Franziskaner, die in Füssen gerade ein neues Kloster bauten, fürchterlich schimpfte. Ein Jesuit hatte die Sonntagspredigt in der Pfarrkirche gehalten und der Franziskaner regte sich nach der Messe darüber lautstark am Kirchplatz auf. Der fromme Mann hatte kein gutes Haar an seinem Glaubensbruder gelassen. Verschwörer seien die Jesuiten, die den eitlen Geist des Menschen über die Religion stellten – denen Leitung und Lehre an Schulen und Universitäten wichtiger sei als der Gottesdienst fürs brave Volk – die sich vor allem bei den Adligen, den Fürsten und sonstigen hohen Herren anbiederten, um diese für ihre zwielichtigen Zwecke einzunehmen. Und die den Papst umschmeichelten, um die anderen Orden schlecht zu machen und diesen ihre Pfründe wegzunehmen. Wieso so einer hier in der Pfarrkirche predigen dürfe.

»Ach, du meinst Pater Antonius. Das war mein ehemaliger Lehrer am Lateinkolleg in Hall. Ohne ihn wäre ich sicher Bergknappe geworden. Er hat mich zur Singschule und ans Kolleg im Damenstift gebracht.«

Dann stapfte er weiter stumm gegen den Wind dahin. Jakob gab sich wortkarg, wenn es um seine Schulzeit ging. Schon mehrmals wollte Georg ihn über die Lateinschule ausfragen. Er selbst kannte nur die deutsche Dorfschule in Rieden, die vom Mesner als Nebenerwerb geführt wurde. Der lebte vom Schulgeld, das die Eltern zahlten. Es war nicht viel zu holen von den einfachen Leuten, den Handwerkern und Bauern der Gegend. So hielt er den Unterricht, wie es ihm passte – und das war nicht gerade regelmäßig. Wenn es auf den Feldern Arbeit gab, fehlte entweder der Lehrer, der selbst seinen kleinen Acker und den Gemüsegarten bestellte, oder es fehlten die Kinder, die zu Hause helfen mussten. Wenn es eine Beerdigung gab, übernahm der Mesner die Stelle des Totengräbers. Er fehlte, wenn er als Hochzeitslader unterwegs war,

wenn er gerade betrunken war oder seinen Rausch ausschloß. Sie konnten dann froh sein, wenn sich die älteren Schüler ein wenig um die kleineren kümmerten. Im Winter fiel der Unterricht oft aus, weil einfach zu viel Schnee lag und die einsamen Bauernhöfe wochenlang eingeschneit und nicht zu erreichen waren.

Georg hätte gerne mehr gelernt. Besonders die Rechenkunde interessierte ihn. Doch unter den Umständen war er über das Zusammenzählen von kleinen Zahlen nie hinausgekommen. Mit dem Rechnen hatte es ihr Lehrer überhaupt nicht. Auch mit dem Schreiben tat er sich schwer. Lesen konnte er immerhin ganz ordentlich.

Das Lesen hatte sich Georg größtenteils selbst beigebracht. Vor allem aus den bebilderten Drucken, die der Vater heimlich ins Haus brachte und sorgsam hinter der Holzverschalung seiner Werkstatt versteckte und die der Bub unauffällig hervorholte, wenn der Vater unterwegs war.

Er verstand wenig von dem, was da gedruckt stand. Von fürchterlichen Gräueln, den letzten Tagen der Christenheit war häufig die Rede. In Rom regiere der Antichrist. Die große Hure Babylon sitze auf dem Thron der Gläubigen. Vom grauslichen Gemetzel der Katholischen Liga wurde berichtet. Tilly und Pappenheim, Feldherrn der Katholischen Liga, hätten nach Belagerung und Einnahme der Stadt Magdeburg dort entsetzlich wüten lassen. Von geschändeten Frauen und aufgespießten Kindern war die Rede. Wenn er es richtig verstand und in seinem Kopf zutreffend zusammenreimte: Das ganze deutsche Land war demnach ein Ort des Grauens und der Gemetzel. Er war froh, aus diesem Land zu entkommen – hin in eine Gegend, die friedlicher war und vor allem mehr Wärme versprach.

»Wie war das an der Lateinschule?« Georg wollte diesmal nicht locker lassen. Nicht nur aus Neugierde, sondern auch, weil sie in den letzten Tagen gelernt hatten, dass man über Unterhaltung und Erzählungen die Kälte und die Strapazen des Fußmarsches wenigstens vorübergehend vergessen konnte.

Jakob schien ebenfalls so zu denken, denn er ließ sich nicht weiter bitten und gab Antwort: »Ich war wie fast alle Kinder der Salzbergknappen zuerst an der deutschen Schule bei uns im Dorf Ab-

sam – beim Lehrer Gallus Tarnhofer. Hätte ein paar Jahre das Notwendige an Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen gelernt und wäre dann als Knappe in den Salzberg in Thaur gegangen – wie der Vater und dem sein Vater. Der Tarnhofer war gar nicht so unrecht. Er hat halt zu viel getrunken. Da war er nichts Besonderes. Bei uns im Dorf saufen die meisten. Er prügelte die Kinder ständig und war oft nicht da, weil er alle möglichen anderen Arbeiten verrichtete. Er bekam ja nur ein paar Kreuzer für den Unterricht.«

»Wie bei uns«, warf Georg ein, aber nun war Jakob in seiner Rede nicht mehr aufzuhalten.

»Ich habe damals schon im Chor der Pfarrkirche bei uns in Absam gesungen, da hat der Pater Antonius einmal zugehört. Die Patres schleichen da öfter herum, um Nachwuchs für ihre Singknaben am Haller Damenstift und an den großen Kirchen zu suchen. Sogar aus Innsbruck kamen sie manchmal. Eines Sonntags nach der Messe stand der Pater in seiner schwarzen Kutte plötzlich da, hielt mich fest und verlangte meinen Vater zu sprechen.

Ich bekam einen gehörigen Schreck, hatten wir doch erst heute wieder beim Singen arge Faxen gemacht. Sogar während der heiligen Wandlung. Der Meringer Jakob und ich haben dem Nätschgart Anton heimlich mit einer Schnur die Lederhose hinten an das Chorgestühl angebunden, als er kniete. Der ist immer so vergeistigt und selig. Der merkt überhaupt nichts. Als er aufstehen wollte, hat es ihn geschmissen. Da war ein Gepolter und Radau vorne im Chor. Von den Chorbuben konnte sich beinahe keiner das Lachen verkneifen, denn den Nätschgart mochte niemand – die alte Petze. Unser Organist ist krebsrot angelaufen und fast vor Wut geplatzt. Aber das Schreien musste er sich verbeißen, es war ja noch Messe. Die Leute renkten sich die Hälse aus, um zu sehen, was da vorne im Chor los sei.«

Trotz der Kälte und Strapazen fing Jakob zu lachen an, als er sich an diese Geschichte erinnerte. Obwohl es schon so lange her war. Das war nicht der einzige Streich, den er zusammen mit dem Meringer Jakob ausgeheckt hatte. Kaum passierte irgendwo ein Unfug, hieß es immer gleich: Das waren die beiden Jakobusse und sie kassierten Prügel – auch wenn sie nichts getan hatten. Die meisten Schelmereien wuchsen ja auf ihrem Mist.

»Ja und? Hat es dann etwas gesetzt?«

»Nein, es kam anders. Wir mussten nach der Messe ewig am Chor vorne stehen bleiben. Der Organist lief mit seinem roten Kopf auf und ab, flüsterte laut, wer den Nätschgart angebunden habe – und wir kämen sowieso alle mitsamt in die Höll'. Pfarrer Gifl kam aus der Sakristei, wo er sein Messgewand ausgezogen hatte und fragte nach dem Grund des Aufruhrs. Der Organist erzählte und deutete auf uns: ohne Zweifel wie immer die beiden Jakobusse. Wir haben den Kopf geschüttelt und alles abgestritten. Die anderen hielten still, weil den aufgeblasenen und ewig frömmelnden Nätschgart keiner leiden konnte.

Der Pfarrer schaute uns prüfend an – jedoch nicht besonders streng. Eher schien es mir, als müsse er sich selber das Lachen verkneifen. Er sagte nur, die Missetäter sollten wenigstens zur Beichte gehen, denn sie haben sich schwerer Sünden schuldig gemacht – Entweihung des Hauses Gottes, Störung der heiligen Messe und Sünde der Lüge, weil sie so verstockt sind und nicht einmal ihrem Pfarrer gestehen wollen. Ich sag dir, mir bummerte das Herz und das vom Meringer konnte ich bis zu mir schlagen hören. Aber wir schauten brav und unschuldig und so waren wir schließlich entlassen.

Der Nätschgart heulte wieder, doch den Pfarrer Gifl kümmerte das wenig. Er wollte wie die meisten Männer nach der Kirche ins Wirtshaus. Nur der Organist tätschelte den Kopf vom Nätschgart und faselte von den verwahrlosten Sitten der heutigen Jugend und dass wir alle dafür am Jüngsten Tag in der Hölle schmoren werden. Diese Aussicht schien den Nätschgart zu trösten, er hörte auf zu greinen.

Draußen stand vor der Kirchentür eben der Pater Antonius und wartete auf uns. Als er mich ansprach, dachte ich ‚Auweh, jetzt kommt doch noch alles auf.‘ Er wollte meinen Vater sprechen. Ich antwortete, der Vater sei sicher schon nach Hause gegangen. Er gehe am Sonntag nicht ins Wirtshaus. Das sei gut und gottesfürchtig, säuselte der Pater, der Vater sei ein braver Mann, der sich nach der heiligen Messe nicht dem Trunk und dem Spiel hingebte, wie es leider sonst so üblich sei – selbst bei den Klerikern, die dabei den Landleuten kein christliches Vorbild gäben. Damit meinte er Pfarrer Gifl, der recht gerne beim Kartenspiel hockte.

Ich erwiderte nichts darauf, wusste ich es doch besser. Der Vater kommt meist die Woche über nicht vom Salzberg herunter. Die Bergleute schlafen oben in der Nähe der Stollen, um sich den beschwerlichen Weg hinauf und hinunter zum Dorf zu sparen. Wenn er am Wochenende heimkommt, hängt er ständig an der Mutter. Eigentlich ist sie ja gar nicht meine Mutter, sondern die Christina Schwitzer, seine zweite Frau. Meine eigene Mutter habe ich gar nicht gekannt. Die muss gestorben sein, bald nachdem ich auf die Welt gekommen bin. Der Vater hat nicht lange mit der Trauer zugewartet, gleich wieder geheiratet. Zur Christina habe ich immer *Mutter* gesagt. Sie war gut zu mir, als wenn ich ihr eigenes Kind wäre.

Jedenfalls, wenn der Vater am Wochenende zu Hause war, hob er ihr ständig den Rock hoch und schnaufte ganz schwer. Die Mutter schimpfte, es seien die Kinder da, aber sie ließ es geschehen und schnaufte dann mit. Am Sonntag nach der Kirche waren sie allein. Wir Kinder trieben uns gerne noch ein wenig herum. Der Meringer hat mir erklärt, die Erwachsenen würden so die kleinen Kinder machen. Mir hat das damals nicht eingeleuchtet, denn wir waren doch schon etliche und die meisten Geschwister waren gleich oder ganz jung gestorben. Wozu also immer weiter Kinder herbeischaffen? Inzwischen weiß ich es ja besser: Es war die schwere Sünde der Wollust, der sie frönten. Der Pater hat mir das später erklärt. Welch grauenvolle Angst habe ich daraufhin um meine Eltern ausgestanden. Ich betete viel für sie und war doch überzeugt, sie würden unweigerlich der ewigen Verdammnis anheimfallen, weil sie sich doch so arg der Wollust hingaben. Inzwischen bin ich mir da nicht mehr so sicher, weil ...

Jedenfalls nahm ich den Pater trotzdem mit. Als wir in die Nähe unseres Hauses kamen, lief ich voraus, stürzte in die Küche und schrie nach Vater und Mutter. Den Geräuschen nach waren die beiden sehr mit der Sünde der Wollust beschäftigt, aber auf mein Schreien hin hielten sie inne. Ich rief in die Kammer, ohne hineinzusehen. Ein Pater sei draußen, er habe mich nach der Kirche aufgehalten und wolle den Vater sprechen. Der fluchte und schimpfte, was ich wohl neuerlich angestellt hätte, wenn sogar die Priester ins Haus kämen. In zwei Jahren, da würden mir die Flausen vergehen, da gehe es mit hinauf in den Salzberg.

Er kam heraus, zog sich seine lederne Hose hoch, richtete das Hemd und schnauzte, wo der Kuttenbruder sei. Ich holte den Pater herein. Beim Anblick des Jesuiten wurde der Vater noch mürrischer. Später einmal, als ich ihm von der Schule erzählte, was uns diese frommen Brüder alles lehrten, hat er mir erklärt, es sei schon recht, fleißig zu lernen, aber ich müsse achtgeben. Die Jesuiten, knurrte er, sind die Lehrer und Beichtväter der Obrigkeit und der hohen Herren, die uns Bergleute und die Bauern knechten und schinden und die ständig versuchen, den ohnehin kargen Lohn noch weiter zu drücken. Wie die meisten Knappen wollte er darum mit den Jesuiten nichts zu schaffen haben.

Der Pater Antonius hat getan, als sehe er die abweisende Haltung meines Vaters nicht und blieb überaus freundlich. Er habe meine Stimme gehört und würde mich gerne zur Singschule an das Damenstift in Hall holen. Ich könne dort zur Schule gehen, Latein und gut rechnen lernen – nicht ausgeschlossen sogar ein Instrument spielen.

Das sei nichts für unsereinen, erwiderte der Vater ungehalten. Der Junge wird Bergknappe. Was er da an Lesen und Rechenkunde braucht, lernt er redlich in der deutschen Schule und was die Musik betrifft: Der Bergmann, der die lange Schicht mit dem Schlegel auf den harten Fels drischt, kann nach der Arbeit kein Instrument mehr spielen, ja nicht einmal eines in den Händen halten. Knappen sängen bestenfalls im Bergmannschor. Das sei Musik genug.

Ja, die Bergmannschöre aus Hall und Schwaz, rühmte der Pater, die seien hoch geachtet für ihre Singkunst. Man lädt sie ja sogar bei bedeutenden Festlichkeiten bis an den Hof von Innsbruck. Er habe die Haller Knappen schon öfter gehört und sei jedes Mal beeindruckt, wie feinsinnig sie die Musik darbringen. Pater Antonius wusste wohl, wie mein Vater zu besänftigen war.

So, so, brummte der bereits etwas zugänglicher. Doch mit den Schwazer Erzläusen hätten sie nichts zu schaffen. Wir brechen hier kein Kupfer und Silber aus dem Berg, prahlte er noch, sondern Salz – das weiße Gold. Und golden seien denn auch die Stimmen der Knappen.

Gewiss, gewiss, warf der Pater eilig ein. Aber das Rechnen und Schreiben sei für mich trotzdem wichtig. An der Lateinschule am

Kolleg des Damenstifts lernten die Kinder weit mehr als an der deutschen Schule. Ich solle es doch fraglos einmal besser haben als der Vater selbst – nicht mein ganzes Leben lang mühsam hauen müssen und dabei alle meine Knochen ruinieren. Als guter Rechner könnte ich es bis zum Schiener bringen, das Bergwerk vermessen oder gar noch weiter.

Der Vater wurde nachdenklich. Noch nicht 40 Jahre alt, war er selber inzwischen krumm geworden. Die Hauerei fiel ihm immer schwerer. Ich habe ihn einmal zur Mutter sprechen hören von seinen Sorgen über die Zukunft – dass er das harte Werk des Hauers bald nicht mehr machen könne. Er müsse dann als Schopfknappe werkeln, die brüchigen Stellen im Gestein nacharbeiten und abstützen – eine etwas leichtere Arbeit, doch mit weniger Verdienst und gefährlich wie alles im Berg.

Mag sein, antwortete er dem Jesuiten, aber dafür habe die Familie kein Geld. Es komme ihn schon das Entgelt für den deutschen Lehrer hart genug an. Seht Euch um: Die schlimme Not geht nicht gerade bei uns um, aber auch nicht viel darüber. Es reicht so recht und schlecht.

Inzwischen war die Mutter in die Küche gekommen und machte sich leise am Herd zu schaffen. Wenn es der Bub doch einmal besser haben könnte, gab sie dem Vater zu bedenken. Pater Antonius nickte sofort freundlich zur Mutter. Das Schulgeld solle seine Sorge nicht sein. Am Kolleg gebe es einige Stipendiaten – der schönen Stimmen wegen. Unsere Erzherzogin Magdalena – Gott sei ihrer Seele gnädig – habe im Jahre des Herrn 1587 sechs Freiplätze im St.-Katharina-Kosthaus für Stipendiaten gestiftet, damit stets genug gute Knabenstimmen für die Musik im Damenstift vorhanden sein mögen – bis in alle Ewigkeit. Ein Freiplatz sei verfügbar, weil ein Schüler abgehe. Er möchte daher meine Stimme prüfen. Bei entsprechender Eignung könne ich Stipendiat werden. Bedingung sei natürlich: Ich müsse immer besonders brav lernen und stets mit bei den Besten sein.

Der Vater schüttelte immerfort den Kopf, aber die Mutter redete leise auf ihn ein, bis er schließlich mit den Schultern zuckte und sein Einverständnis gab. Nun, in Gottes Namen! Er glaube zwar nicht, dass aus der Sache etwas werde, weil der Bengel nur Unsinn und Flausen im Schädel habe ...

Und zu mir: ‚Wenn du aus dem Kolleg hinausfliegst, kannst du schnurstracks nach Thaur auf den Berg hinaufkommen und als Junghauer anfangen. Dann gibt es auch keine deutsche Schule mehr, dann beginnt sofort die Arbeit.‘

Ich schwankte damals, ob ich froh oder besorgt sein sollte. Das Lernen hat mir nie besondere Mühe gemacht und die Musik mochte ich sehr. Aber bei all den feinen Pinkeln aus der Stadt, die auf die Lateinschule gingen ... Nun, ich wurde sowieso nicht gefragt.

Am Nachmittag marschierte ich hinüber nach Hall ins Damenstift, wo ich dem Pater einige Sachen vorsang. Er prüfte mein Gehör, indem er ein paar Töne am Spinett anschlug, die ich nachsingen musste. Bei manchen sang ich ein wenig anders. Als mich der Pater fragte, warum ich die nicht traf, erklärte ich, dass sie auf dem Spinett falsch klingen. Er runzelte die Stirn, gab sich aber zufrieden.

Beim Abschied trug er mir auf, meinem Vater auszurichten, ich könne ab Montag in einer Woche ins Kolleg kommen. Mitbringen brauchte ich nichts. Schreibzeug und Papier gab es an der Schule. Darüber waren meine Eltern froh, denn Papier war und ist teuer. ‚Und‘, sagte er zum Abschluss an der Tür, ‚ein solcher Streich mit der Schnur wie heute im Chor kostet dich die Stipendiaten-Stelle. Der Herrgott sieht alles und was der Herrgott übersieht, weil er vielleicht einmal zu sehr mit anderen Sündern beschäftigt ist, das sehe ich.‘ Es war das erste Mal, dass er mich richtig streng ansah, und in seinem Ton war keine Spur mehr von Freundlichkeit. Mir ist ein kalter Schauer über den Rücken gelaufen. Woher hat er das mit der Schnur gewusst? Er war überhaupt nicht vorne im Chor gewesen. Ich habe genickt und mich davongemacht, um meinen Eltern die Nachricht zu bringen.«

Inzwischen waren sie endlich am Scheitelpunkt des Passes angekommen. Oft legten Reisende hier im Wirtshaus eine Rast ein, kräftigten sich und bereiteten sich auf den Abstieg vor. Aber See-los drängte. Er ließ seiner Familie kaum Zeit zum Verschnaufen. Es war spät geworden und er wollte am Nachmittag Sterzing erreichen. Er hatte unterwegs einen der Rodfuhrleute angesprochen und dieser bestätigte ihm, dass das Wetter jenseits des Passes deutlich besser sei. Der Wind und der Schnee kämen aus dem

Norden, im Süden sei schon der Frühling. Das würden sie bald merken. Also trieb der Meister seine Leute an – ohne auf das Weinen des kleinen Paul und das Geschimpfe seiner Frau zu achten.

»Zwei Stunden noch«, versuchte er sie aufzumuntern. »Zwei Stunden bis Sterzing, dann sind wir im Warmen.« Er zog an den Zügeln des Lasttiers und ging voraus. Jakob und Georg dahinter. So schafften sie wie bereits beim Anstieg eine Spur, damit die Frauen leichter vorwärtskamen.

Nach einer Viertelstunde legte sich der Sturm. Sie waren in den Windschatten des Berges gelangt. Fast mit jedem Schritt wurde der Schnee weniger. Es war noch immer kalt und sie froren an den nassen Füßen. Doch selbst Maria Seelos hörte auf zu lamentieren und stapfte mit neuer Kraft den Pfad hinunter.

»Was war dann weiter mit dem Jesuiten? Warst du tatsächlich auf der Lateinschule?« Georg wollte gerne mehr wissen.

Seltsam. Jetzt kannten sie sich schon ein Jahr. Aber neben der Arbeit hatten sie sich kaum unterhalten. Es ging immer nur ums Holz, ums Schnitzen oder um die Plackerei auf dem Acker, wo sie gemeinsam schimpften und fluchten. Keiner fragte den anderen über seine Kindheit, über das Leben vor der Werkstatt. Und jetzt auf dieser mühsamen Reise erwachte plötzlich die Neugier.

»Ja, eine Woche später ging es los. Ich musste am Morgen noch früher aufstehen als zuvor, um die halbe Stunde von Absam hinüber in die Stadt Hall zum Kolleg zu laufen. Unterricht gibt es am Vormittag und am Nachmittag. Viel Latein und Rechnen. Mittags bekommen alle einen Kanten Brot und eine Suppe. Immerhin, die Bürgerbuben an der Schule erhalten auch nicht mehr. Jeder dieselbe Ration. Ich hatte ewig Hunger. Gelegentlich steckte mir die Mutter ein extra Stück Brot zu. Die feinen Pinkel brachten alles Mögliche mit. Jeder fraß die mitgebrachten Sachen mit schlechtem Gewissen schnell in sich hinein, denn manchmal durchsuchten uns die Patres. Wenn sie etwas fanden, verprügelten sie uns und beschimpften uns als Sünder. Dauernd war ich hungrig, nie bin ich richtig satt geworden. Das geht mir bis heute so. Nach wie vor kann ich alles essen, was da ist, und habe danach trotzdem noch Hunger.

Nachmittags hatten wir Musik: Chor, Chor und wieder Chor. Wir sangen am Sonntag in der Damenstiftkapelle die Messe,

manchmal die Nachmittagsandacht und natürlich an allen Feiertagen. Das war die wunderbarste Zeit. Ein paar Pfeifer unterlegten unseren Gesang – dazu die Orgel. Bei den Pfeifern hatte es mir der Zink besonders angetan. Was für ein schöner, warmer Ton aus diesem gekrümmten Holzrohr kommt! Das wollte ich damals unbedingt lernen.

Einige der Größeren im Kolleg bekamen Unterricht in den Instrumenten, das wusste ich. Also fragte ich am Sonntagvormittag einen Musiker, ob er mir das Spielen beibringen könne. Der zuckte nur mit den Schultern und meinte, da müsse ich schon den Pater Antonius fragen. Die Stunden kosteten Geld, das Instrument auch. Das sei nichts für einen *armen Schüler* wie mich. So nannte man in der Stadt uns Buben von den Freiplätzen, *arme Schüler!*

Alle Stipendiaten müssten voll versorgt werden und ihren ganzen Eifer auf die Ausbildung und das Singen richten. Sie dürften ihre Kräfte nicht mit Kurrende-Singen verschwenden. So hat es die Erzherzogin Magdalena in ihrem Vermächtnis eigentlich verfügt. Irgendwo habe ich das einmal aufgeschnappt. Aber das Geld war immer knapp und so schickte man uns mehrmals im Jahr in die Straßen der Stadt, um zu singen und Kollekte zu sammeln, die wir dann abliefern mussten. Weil ich nun das Spielen auf dem Zink lernen wollte, ging ich mit meinem Anliegen zu Pater Antonius. Er schaute mich prüfend an: ‚Weißt du, wie lange man üben muss, bis man ein brauchbarer Musikant wird? Hast du überhaupt ein Instrument? Einen ganzen Gulden musst du dafür bezahlen und der Unterricht kostet außerdem.‘ Mir sank der Mut. Ich hatte noch nie einen Kreuzer besessen und vom Vater durfte ich kein Geld erwarten. Da ging es immer knapp genug her. Ein ganzer Gulden für ein Instrument? Dafür musste der Vater lange die Hacke schwingen.

Der Pater zuckte die Achseln, daraus würde wohl nichts. So schlich ich einige Wochen recht freudlos herum. Ich habe schlechter gelernt und eine Menge Prügel bezogen, sobald ich meine Kapitel nicht auswendig hersagen konnte. Ich hatte schon vorher mehrfach den Rohrstock zu spüren bekommen. Wie wir alle, sowie wir nicht gut büffelten. Beileibe nicht so oft wie an der deutschen Schule zuvor! Da setzte es jeden Tag was, der Lehrer gab den Stock gar nie aus der Hand.«

Georg nickte. »Das war bei uns auch so. Es mochte einem das Lernen recht verleiden. Besonders das Rechnen, das Zählen und Nehmen hat mir eigentlich gut gefallen. Aber unser Schulmeister war meist betrunken – wenn er da war und nicht als Totengräber, Hochzeitslader oder sonst was arbeitete. War er weg, machten die Größeren die Aufsicht und taten, wie sie es vom Lehrer abgesehen hatten: Prügeln und noch einmal Prügeln. War ich froh, als die Schule vorbei war und ich in der Werkstatt beim Vater anfang! Aber wie kamst du denn eigentlich zu uns? Bist du nicht weiter auf die Schule? Und wie hast du die Geige gelernt? Du spielst doch ganz gut. Das muss dir schon jemand gezeigt haben.«

»Das fing kurz darauf an. Unser damaliger Kapellmeister am Damenstift, der Bartlmä Lutz, brachte von einer Reise aus Innsbruck einige Ripienisten mit. Er hatte dort gehört, wie die Streicher den Gesang verstärkten, war davon sehr begeistert und wollte diese Manier auch gerne im Haller Orchester einführen. Also probte er mit uns und den Geigern ein paar Stücke und setzte eine Aufführung nach der Andacht am Sonntagnachmittag durch, wo wir das Gelernte vortrugen.

Ich kann dir sagen: Da reckten die Leute die Hälse und es schien mir, als seien alle gänzlich angetan von der neuen Musik. Die Töne der Bläser, die uns sonst immer begleiteten, klangen dagegen ganz roh. Selbst mein geliebter Zink schwand mir vollständig aus dem Sinn, als ich diese Geigen hörte. Es dünkte mir recht selbstverständlich, es konnte gar nicht anders sein: In Zukunft würde man zur Ehre Gottes diese Instrumente einsetzen, die zusammen mit den Stimmen das Ohr mit solchem Wohlklang erfüllen.

Doch daraus sollte nichts werden. Nach der Aufführung habe ich beobachtet, wie Pater Antonius unseren Kapellmeister in die Sakristei winkte. Dort fanden sich auch ein paar der Stiftfräulein ein, die zwar nicht das Stift leiten, die aber aufgrund ihres Vermögens – und entsprechend zu erwartender weiterer Schenkungen – durchaus etwas mitreden durften. Die Leitung haben die Jesuiten und, soviel ich weiß, setzen die immer durch, was sie wollen.

Dann eilte noch Pfeifer Breiniger herbei, der älteste der Musikanten in der Damenstiftkapelle und damit ihr Sprecher. Sein Gesicht war feuerrot angelaufen, er war ungemein aufgebracht. Ein Mitschüler und ich sind ihm rasch nachgeschlichen und haben an

der Sakristeitür gelauscht. Dort drin schien es hoch herzugehen. Ich musste mein Ohr ganz fest an das Schlüsselloch pressen, um bei dem Durcheinander alles zu verstehen.

Eines der Fräulein schwärmte, sie habe noch nie so schöne Musik gehört, fast seien ihr die Sinne geschwunden und sie glaubte, die Engel selbst singen zu hören. Dagegen polterte der Breiniger, wie es sein könne, dass sich Geiger, diese Hochzeits- und Wirtshausfidler in ein Gotteshaus trauen dürfen? Wie jeder weiß, sind nur die Orgel und die Blasinstrumente würdig, in der Kirche zu erklingen!

Bartlmä Lutz entgegnete, es handle sich bei den Streichern keineswegs um Wirtshausmusikanten. Er gab zu, in den deutschen Landen werde die Geige noch vorwiegend im Gasthaus, auf Hochzeiten und zum Tanz beim einfachen Volk gespielt. Gleichwohl beharrte er, es kämen neue Kompositionen aus den italienischen Städten. Wie er sagte, hatten diese welschen Ripienisten, die wir an diesem Sonntag hörten, schon in den Kirchen Roms ihre Kunst zu Gehör gebracht und selbst in Innsbruck an der Hofkirche waren sie mit großem Wohlwollen aufgenommen worden.

Pater Antonius ließ erst alle reden, bevor er sprach. Er wisse um die Geiger in Innsbruck von seinen Brüdern dort im Jesuitenkolleg und auch von der Aufgeschlossenheit, die man am Hofe der gestrichenen Musik und diesen Instrumenten entgegenbringe. Aber er denke, die Dinge brauchen ihre Zeit und man müsse nicht immer alles Neue sogleich übernehmen. Wie man an den Damen sehe, ist dieser Klang durchaus geeignet, von der Konzentration auf das Gebet abzulenken, und das dürfe nicht sein. Vorläufig werde man die Violinen also nicht in der Musik des Damenstifts einführen. Habe der Kapellmeister gute Geiger an der Hand, so könne er in der freien Probenzeit zuweilen die neue Weise der Begleitung versuchen. Eine Entlohnung aus der Stiftskasse dürfe er freilich nicht erwarten. Und nun mögen alle hingehen und den Tag des Herrn in Frieden beschließen.

Wir machten, dass wir von der Tür weggamen, die auch sofort aufging. Als Erster stolzierte der Breiniger heraus. Immer noch mit rotem Kopf, den er jetzt sehr hoch trug. Wenn ich es richtig verstanden hatte, war nach den Worten des Paters die Stellung der Pfeifer unangefochten.

Danach trippelten die Nonnen mit verstörten Gesichtern aus der Sakristei, schnieften in ihre Tüchlein, als sei sonst etwas passiert, machten artig das Kreuzzeichen vor dem Altar und verschwanden in Richtung Stift. Sie schienen durchaus empört. Die Musik war schließlich der hauptsächlichste Luxus, den sie sich in ihrem zurückgezogenen Leben im Damenstift leisteten. Doch dem Jesuitenpater zu widersprechen, das war für sie trotz all ihrem Geld genauso undenkbar wie für uns Knaben. Als letzte kamen Pater Antonius und Bartlmä Lutz, die leise tuschelnd aufeinander einredeten. Ich spitzte die Ohren, aber der Pater jagte uns davon. Ob wir nichts zu tun hätten, wir sollen lieber schauen, dass wir nach Hause kommen, als hier der Sünde der Neugier nachzugehen. Also trollten wir uns.«

Jakob beendete seine Erzählung und konzentrierte sich auf den Weg, der jetzt vor dem Ort Gossensaß steil bergab verlief. Den Gespannen, die bergauf fuhren, mussten hier zusätzliche Zugtiere vorgespannt werden, damit sie die Steigung bewältigten. Abwärts wurde unter die Räder und Kufen auf der rechten Seite ein Bremschuh untergelegt, den ein Fuhrknecht überwachte.

Georg interessierte sich wenig für das Treiben und Fluchen der Fuhrleute. »Wie bist du am Ende zum Geigen gekommen?«, wollte er ungeduldig wissen.

»Schon den nächsten Tag fragte ich den Pater, was ich tun müsse, um dieses Instrument zu lernen. Er schaute mich recht hämisch an, spottete, ich sei dem Zink schnell untreu geworden – ehe ich ihn einmal gespielt habe. Ob ich etwa erwarte, das Streichen der Geige sei einfacher.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, schluckte und stammelte: ‚Es sind halt so wunderbare Klänge gewesen.‘ Dabei blitzte mir die Idee wie ein Sternchen auf: Geigen zu bauen! Es müsse noch schöner sein, diese Töne selber zu erschaffen, als das Instrument zu spielen.

Pater Antonius machte mir wenig Hoffnung. Der Unterricht kostete Geld und eine Geige auch. Überhaupt wisse er gar nicht, ob am Ort ein vertrauenswürdiger – und falls es so etwas schlechterdings gebe – ein gottesfürchtiger Musikant sei, der mich auf der Violine unterweisen könne. Ich solle gehen und meine Schulaufgaben machen.

Hier begriff ich zum ersten Mal, dass auch die frommen Männer sündigen, denn er hatte gelogen. Bei der Probe mit den Musikern aus Innsbruck hat unser Kapellmeister Bartlmä Lutz nämlich mehrmals eine Geige aus einem Holzkasten hervorgeholt und vorgespielt, auf welche Art die Noten klingen sollten. Die Instrumentalisten haben ihm nicht widersprochen, sondern respektvoll genickt. Wenn er den Musikanten, die immerhin in Italien, dem gelobten Land der Musik, herumgekommen sind und dort in den römischen Kirchen spielten, die Spielweise anschaffen konnte – dann verstand sich der Bartlmä Lutz doch offenbar sehr gut darauf, die Geige zu spielen. Also gab es mindestens einen vertrauenswürdigen Musiker in der Stadt, der mir die Kunst des Violinspiels beizubringen vermochte. Und das musste Pater Antonius auch wissen.

Der Pater ließ mich fast zwei Monate schmoren, bevor er mich nach einer Sonntagsmesse zur Seite nahm. Der Sonntagvormittag war die schönste Zeit der Woche – wenn wir sangen und die Zinken unsere Töne unterlegten und diese höher und höher trugen, bis an die Decke der Kirche und darüber hinaus. Mir war dann immer ..., ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Mir war dann einfach so gut, alles war so voller Glück und Wonne und Zufriedenheit. Ich nahm die Welt um mich herum kaum wahr. Die Musik tönte mir noch im Kopf, wenn ich zur Kirche hinausging und nach Hause lief.

Da hielt mich Pater Antonius auf und fragte, ob er mich ein paar Schritte begleiten dürfe. Was sollte ich sagen? Wer war ich Bub, dass ich dem Pater eine Erlaubnis geben konnte? So nickte ich bloß und wir gingen eine Weile schweigend dahin. Ob ich mir vorstellen könne, immer Musik zu machen? Das ganze Leben lang?

Ich blieb stehen und mein Herz raste. Ich meinte, ich müsste umfallen. Ich werde das nie vergessen. Ich brachte vor lauter Aufregung keine Antwort hervor.

Nun, wenn ich die Priesterlaufbahn einschlagen würde, gäbe es in der Kirche genug Gelegenheit zur Musik. Einige seiner Ordensbrüder seien Komponisten geworden, lehrten sogar an den Universitäten.

Das versetzte mir freilich einen gewaltigen Schreck. Pfarrer oder gar Mönch zu werden, darüber hatte ich nie nachgedacht. Er gab

mir sechs Monate Frist zum Überlegen. Um aber keine Zeit zu verlieren, sollte ich ab der nächsten Woche jeden Freitagnachmittag um vier Uhr beim Zinkisten Meierhofer zum Unterricht kommen: ‚Der versteht sich ein wenig auf die Geige und wird dich ausbilden.‘

Ich war außer mir, küsste ihm vor Freude die Hand und sprang um ihn herum. ‚Gemach, gemach, junger Musikus! Es ist ein weiter Weg, der vor dir liegt.‘ Das war eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen ich Pater Antonius lächeln sah. Er grüßte und kehrte um.

Tatsächlich begann am nächsten Freitag der Unterricht. Es ist eine rechte Qual am Anfang. Das kennst du ja. Es kreischt und quietscht und man versteht nicht, wie jemals so ein schöner Ton herauskommen kann wie beim Lehrer. Ich hatte eine miserable Schachtel von Geige. Wurmstichig und schief. Die hohe Saite bereits mehrmals gerissen, verlängert und verknotet. Aber es war mein Instrument – vom Pater als Leihgabe und ich möge gut drauf aufpassen.

Irgendwie schaffte ich es. Ich übte recht fleißig und nach ein paar Wochen hatte ich es raus mit dem Bogen. Ganz gerade, parallel zum Steg streichen. Das erlaubt den schönen Ton.«

Georg Seelos sah ihn erstaunt von der Seite an. Jakobs Stimme klang keineswegs arrogant behrend, sondern innig und hingerissen. Schon fuhr er fort: »Der Meierhofer hatte selber kein gutes Instrument. Das wirkte ziemlich roh geschnitzt und zusammengeleimt. Die Geige hatte er selbst gemacht, wie viele Musikanten. ‚Ja, besonders fein ist sie nicht‘, erklärte er mir. ‚Aber der Klang ist passabel, ich bin das Instrument gewohnt und eine brauchbare Violine kostet einen Batzen Geld. Man müsste nach Italien gehen, um eine rechte Geige zu kaufen. Was die Händler hier am Markt anbieten, ist kaum besser als das, was ich selber geschnitzt habe.‘ Er schwärmte mir vor, was die Musiker der Innsbrucker Hofkapelle für schöne Violinen besitzen: ‚Das ist etwas Feines! Den Johann Stadlmayr, den solltest du einmal spielen hören, das sind Klänge! Bartlmä Lutz, unser Kapellmeister an der Damenstift-Kapelle, der hat ebenfalls ein superbes Instrument – in Venedig gekauft vor einigen Jahren.‘ Da war sie wieder die Idee, Geigenbauer zu werden und jetzt sind wir auf dem Weg nach Italien!«

»Wieso bist du nicht Priester geworden? Ist eigentlich ein feines Leben. Du musst nicht viel wissen, bekommst eine schöne Pfründe, kannst dich immer satt essen. Und, na ja, das mit dem Eheverbot interessiert doch praktisch auch keinen. Für was haben die Pfarrer denn ihre Haushälterin?«

Jakob ging nicht darauf ein: »Schau, die Häuser da unten, das müsste Sterzing sein. Endlich rasten, aufwärmen und etwas zu essen!«

Georg fragte noch einmal nach. Aber Jakob blieb den Rest des Weges verschlossen und sagte bis zur Ankunft bei der Herberge kein Wort mehr.

Ankunft vor Venedig

»Alt! Alt! Nicht einsteigen, stehen bleiben!« Wie aus dem Nichts waren die drei schwarzen Gestalten aus dem Nebel aufgetaucht. Die beiden Ruderer schauten ängstlich in ihre Richtung.

»Wer ist das? Was sind das für Leute?«, flüsterte Jakob.

»Die Seuchenpolizei«, gab Peter Seelos zurück. Er hatte sie an ihrem Abzeichen erkannt. Mit allergrößten Vollmachten ausgestattet und angeblich absolut unbestechlich kontrollierten sie den gesamten Zugang zur Lagunenstadt. Sowohl vom Land her als auch auf einlaufenden Schiffen. Es war nicht das erste Mal, dass der Füssener nach Venedig kam. Bisher waren die Kontrollen nicht besonders scharf gewesen. Man zeigte seinen Gesundheitspass vor oder auch nicht. Nun, in Zeiten der Pest, war die Sache anders.

Sie wollten am frühen Morgen von der Terraferma, den Festlandsbesitzungen der Seerepublik Venedig, in die Lagunenstadt übersetzen. Mehr als vier Wochen hatte ihre mühsame Reise gedauert. Inzwischen war es Ende Mai, das Wetter auf der Südseite des Gebirges war immer besser geworden. In den letzten Tagen machte ihnen bereits eine sommerliche Hitze zu schaffen. Auf den Wegen begegneten ihnen gewöhnlich etliche Reisende, aber viele der Dörfer wirkten wie ausgestorben, manches Feld blieb unbestellt. Man sah die Nachwirkungen der Pest, die in den vergangenen Jahren nicht nur in der Füssener Gegend, sondern auch in ganz Oberitalien massenhaft Todesopfer gefordert hatte.

Niemand verstand die Krankheit. Erst kamen die Kopfschmerzen und das Fieber, dann die schmerzenden Beulen in der Leiste, die manchmal eiternd aufbrachen. Schließlich Blutungen durch die Haut. Das war das Ende. Ein paar wenige überlebten. Die waren für alle Zukunft gegen die Pestilenz gefeit, wie man sagte. Bei anderen ging es noch schneller. Sie klagten plötzlich über Atembeschwerden, husteten Blut und binnen ein bis drei Tagen war es vorbei.

Schon vor zwei Jahren hatte sich Seelos überlegt, nach Venedig überzusiedeln. Doch damals kamen schlimme Nachrichten aus Oberitalien über eine besonders verheerende Pest – keine gute Zeit, um zu reisen. Er verfolgte seinen Plan weiter, ohne mit seiner Frau darüber zu reden. Es gab kaum Aufträge für Instrumente

und der verdammte Krieg kam immer näher in den Süden. So hatte er im letzten Jahr darauf geachtet, dass alle Mitglieder seines Haushalts an Ostern zur Beichte gingen, um einen Beichtschein zu erhalten. Mit diesem Dokument konnte man zumindest in den katholischen Landen einigermaßen reisen. Zwar ließen sich die Beichtscheine auch einfach kaufen. Es gab genug Pfarrer, die ihre Pfründe gerne um zusätzliche Einkommen aufstockten. Aber in diesen gefährlichen Zeiten sollte man darauf gefasst sein, gut vorbereitet vor seinen Schöpfer zu treten – obwohl Seelos nicht mehr hundertprozentig von den Lehren der allein seligmachenden Kirche überzeugt war. Beichten war eine feste Gewohnheit und seiner Frau brauchte er ohnehin nicht mit anderen Ansichten zu kommen.

Zahlen musste er allerdings für die Gesundheitspässe, die *bollette di sanità*. In Füssen hatte sie ihm der alte Pfarrer als Abschiedsgeschenk ausgestellt. In Innsbruck konnten sie ihre Gesundheitspässe einfach erneuern lassen – sie brauchten nur die vom Heimatort vorzuweisen. In Brixen benötigten sie keine neuen, mussten aber der Zollwacht einige Münzen zustecken.

Der Fürstbischof von Brixen, Wilhelm von Welsberg, und der Landesherr von Tirol, Erzherzog Leopold V., mochten sich nicht besonders. Lagen ständig im Streit um Rechte und vor allem um die Verteilung der Zölle. Ihre Beamten ließen dies gerne an reisenden Untertanen aus.

Nicht anders erging es ihnen in Trento. Hier sprach man noch Deutsch – oder zumindest so etwas Ähnliches. Er hatte ein paar Münzen hingelegt und konnte weiterziehen. Eigentlich wollte Seelos die Route via Verona nehmen. Dort war er schon einmal gewesen, kannte die Ämter und das Gefeilsche um die Gesundheitspapiere. Leider hatte in Verona und seinem Umland in den letzten beiden Jahren die Pest besonders drastisch um sich gegriffen. Zwar gab es Nachrichten über ein Abflauen, aber so ganz traute niemand der Sache.

Deshalb nahmen sie die Route auf der alten Römerstraße ins Valsugana. Immer oberhalb des Flusses Brenta, geschützt vor Überschwemmungen und Sümpfen, konnte man auf diesem Weg bequem reisen. Doch vor der Grenzfestung *Il Covolo* ging es nicht mehr weiter. Fernhändler, Pilger, Geistliche und andere Reisende

machten die Straße zum Lagerplatz. Nur eine schmale Gasse war frei. Die Festung war Zollstätte und dank ihrer Lage am steilen Abbruch hinunter zum Fluss konnte man mit kleiner Besatzung die Durchreisenden kontrollieren. Normalerweise war hier wenig los, aber ebenso wie Seelos und seine Familie mieden viele andere Reisende derzeit die Route über Verona.

Jeder musste sich anmelden. Einige Tage Wartezeit waren keine Seltenheit, denn die Zöllner Venedigs hatten kaum Eile. Als sie ankamen, herrschte ein enormer Andrang an Reisenden aller Art. Seelos wusste gleich, dass es Geld kosten würde. Sie brauchten unbedingt die Bestätigung ihrer *bollette di sanità*. Ohne diese durften sie nicht in das Herrschaftsgebiet der Serenissima, der allerdurchlauchtigsten Republik des heiligen Markus, einreisen.

»40 Tage Quarantäne«, war der Bescheid, den Seelos nach zwei Tagen Herumsitzen endlich beim Vorsprechen vor dem Gesundheitsbeamten der Festung erhielt.

»Aber wir sind gesund, hier die Bescheinigungen von Füssen und Innsbruck«.

»*Non capisco*, das ist *tedesco*, das kann niemand lesen, *nessuno* verstehen. Hier brauchen wir die venezianische *bollette*. Überhaupt, ihr *tedeschi* habt die Pest im letzten Jahr eingeschleppt.«

Von wegen niemand verstehen. Der Fettwanst verstand wohl Deutsch, wenn er wollte. Außerdem war der Innsbrucker Gesundheitsschein in Deutsch und Latein abgefasst. Seelos konnte kein Latein, hatte sich vorsichtshalber den lateinischen Text von Jakob übersetzen lassen. Der Kleine war fast geplatzt vor Wichtigkeit, doch Seelos wollte sichergehen.

Er schätzte den Beamten hier richtig ein. Während er weiter die Güte und Echtheit seiner Dokumente anpries, streckte er Daumen und Zeigefinger vor. Zwei Gulden »Gebühr« sollte dies bedeuten.

»*Non capisco*, das kann niemand verstehen«, schnaufte der Zöllner und zeigte dabei alle fünf Finger seiner rechten Hand.

»Du verfressenes Schwein«, dachte sich Seelos, »bald platzt du oder erstickst an deinem Fett.« Für fünf Gulden musste er drei Lauten bauen und verkaufen – in den guten Zeiten. Aber was sollte er machen? Er seufzte und steckte drei Finger vor.

Der Fettwanst legte seinen Kopf schief. »*Va bene, signore*. Ihr wartet eine Woche, wenn ihr dann noch gesund seid, holt ihr die

Dokumente bei mir ab. In einer Woche ist alles fertig«, flüsterte er in bestem Deutsch.

Seelos schnaufte tief, nickte und ging. Immerhin nur eine Woche und nicht fast sechs. An den Außengrenzen konnte man Gesundheitsbeamte noch mit Geschenken überreden. In Venedig, das sollte er bald erfahren, herrschte ein anderer Wind.

Nun hatten sie die Bescherung. Nur weil er sich vordrängen wollte. Als sie am Vortag in Marghera, dem Fährhafen der Lagune, ankamen, lagerten dort einige hundert Menschen, die auf die Überfahrt warteten. Schon allein wegen der begrenzten Anzahl der Boote konnte das dauern. Jeder musste durch die Kontrolle der Zoll- und Gesundheitsbeamten. Die arbeiteten am Vormittag drei Stunden. Seelos rechnete, dass sie mindestens fünf Tage festsäßen in Dreck und Gestank. Wenn nicht die Pest, würde man sich in dieser Zeit alle möglichen anderen Krankheiten holen.

Als er gestern den zerlumpten Jungen gesehen hatte, der die Menschen mit Kennerblick durchmusterte, gab er sich gänzlich unbeteiligt. »Kommt, wir gehen ein wenig abseits. Vielleicht gibt es ja noch irgendwo einen Fleck, der nicht völlig verschissen ist«, knurrte er seine Familie an und packte seinen Sack zusammen.

Da war der Junge schon heran. »*Signore, signore, una barca, Boot?*«

»*Quanto, wie viel?*«

»*Solo una lira.*« Der kleine Lump schaute keck. Kaum konnte man hinter dem verdreckten Gesicht das Grinsen erahnen.

»Eine Lira für die Überfahrt, bist du verrückt?« Vor sechs Jahren war Seelos zum letzten Mal in Venedig gewesen, um seinen Bruder zu besuchen und verschiedene Rohmaterialien für den Geigenlack zu kaufen wie Safran, Weihrauch und ein spezielles Harz, das man Drachenblut nannte – ein leichtes Geschäft, denn er konnte eine Menge mit gutem Gewinn an seine Zunftbrüder weiterverkaufen. Er hatte seinen Profit und war immer noch um die Hälfte billiger als die Fernhändler. Es war eigentlich nicht erlaubt – wie so vieles in dem engen Korsett aus Zunft- und Handelsregeln.

Damals waren sie jedenfalls zu viert für vier Soldi übergesetzt. Eine Lira war, egal bei welchem Wechselkurs, ein Vielfaches. Außerdem musste er noch einen Wechsler finden, der ihm einen Gulden eintauschte. In Padua war ihm der Kurs zu schlecht er-

schienen. Er dachte, er könne in Venedig besser tauschen. Vielleicht war auch die Münzverschlechterung wieder im Gange, wer konnte das wissen? Wer kannte sich aus in dem Wirrwarr von Münzen und Unterteilungen: Allein Venedig hatte mehrere Münzstätten und jede prägte ihre eigenen Münzen. Gold-Scudi, Silber-Scudi, venezianische Dukaten, Lira Tron, Marcello, Soldo, Bagattini. Und wer sollte sich behalten, wie viele Soldi nun ein Scudo waren, wie viele ein Marcello ...

»Ich zahle fünf Soldi für alle, wenn wir morgen früh ein Boot bekommen.«

»Sei, e uno per me.«

»Sechs und einen für ihn selbst. Sieh an, der Schmutzfink ist wahrlich ein gerissener Händler«, dachte sich Seelos und nickte.

»*Domani all'alba, qui*«, flüsterte der Kleine, deutete zur Sonne, machte mit dem Arm eine ausholende Bewegung, die wohl den Sonnenaufgang bedeuten sollte und verschwand in der Menge.

Tatsächlich war er in der frühen Dämmerung erschienen. Seelos hatte am Abend noch zwei Gulden wechseln können – zu einem Kurs deutlich schlechter als in Padua.

»*I soldi*«, flüsterte der Junge.

Seelos schüttelte den Kopf: »Erst im Boot.«

Der Bengel schien nachzudenken, nickte aber und deutete ihnen zu folgen. Nach ein paar Minuten kamen sie zu einem Steg, an dem eine alte Barke festgemacht war. Zwei Fischer saßen darin. Einer kaute nervös auf einem Stück Holz. Der andere hielt seine schwielige Pranke auf und murmelte zur Begrüßung: »*I soldi?*«

Während Seelos seinen Leuten mit dem Kopf den Weg ins Boot wies, zog er den Beutel mit seinem Kleingeld hervor. Den Großteil seiner Barschaft hatte er gut versteckt und ließ ihn auf Reisen nie sehen. Er gab dem Jungen die ausgehandelte Münze. Der umklammerte sie gierig, sah sich kurz um und schon verschluckte ihn das Schilf.

Bevor Seelos weitere sechs Soldi abzählen konnte, hörte er die lauten Stimmen aus dem Nebel: »*Alt! Alt!* Nicht einsteigen, stehen bleiben!«

Er erkannte zwei schmale Boote vom Typ *sandolo*. Von dort kamen die Rufe und in ihnen befanden sich offenbar die Häscher der Gesundheitspolizei. Jedenfalls ließ dies die Reaktion der beiden

Fischer vermuten, die beim ersten Anruf kurz die Ruder einstecken und flüchten wollten.

Als die Boote schnell näher glitten, hielten sie ein. Während sich der Ältere resigniert setzte, hievte der Zweite einen Eimer mit Fischen aus der *barca*. Seelos bemerkte dies, verstand sofort und sah eine Chance, sich und seine Familie aus dem Schlamassel zu winden.

»*Buongiorno, signori*«, grüßte er höflich. »*Che cosa? Was gibt es? Comprare pesci, signori.* Wir wollten eben Fische kaufen.« Er versuchte seine paar Brocken Italienisch aus dem Kopf zu kramen.

»Kaufen Fische!«, höhnte einer der schwarz Gekleideten auf Deutsch. Er hatte ein zusätzliches Wappen auf der linken Brust aufgenäht und war wohl der Chef der Truppe. »Ihr Deutschen geht also am frühen Morgen immer mit der ganzen Familie einkaufen. Am Meer. Und nicht auf dem Markt?«

Freilich, auch das stellte einen Verstoß gegen die Gesetze Venedigs dar. Sämtliche Waren durften nur auf den zugeteilten Plätzen und Märkten verkauft werden. So behielt der Staat den Überblick und vor allem seine Steuern aus dem Handel im Griff. Ein kleiner Schwarzhandel war natürlich nichts im Vergleich zum Vergehen des Quarantänebrechens.

Die Serenissima hatte im Unterschied zu den meisten anderen europäischen Städten schon lange begonnen, systematische Maßnahmen gegen die Ausbreitung der Pest einzurichten. Vor allem über den Seehandel lief die Lagunenstadt ständig Gefahr, dass ein Schiff die Seuche an Bord mitbrachte. Beim ersten großen Ausbruch 1348 hatte der schwarze Tod drei Viertel der Bevölkerung hingerafft. Die nächste Welle folgte 1382. Bei der Pest von 1423 richtete man ein Pestkrankenhaus ein, das *lazzaretto vecchio* am Lido. 1468 wurde auf der Insel Sant' Erasmo das *lazzaretto nuovo* etabliert, eine Quarantänestation für verdächtige Waren und Personen sowie Krankenhäuser. 1484 folgte wieder ein schlimmes Pestjahr. Die Chroniken berichten von Plünderungen der ausgestorbenen und verlassenen Palazzi. Es muss ein großes Chaos geherrscht haben.

Daraufhin wurden vom Staat neue Verwaltungsbeamte mit weitreichendem Mandat berufen: die *provveditori sopra la sanità*. Diese waren grundsätzlich für das Gesundheitswesen zuständig,

aber nicht nur das. In ihren Bereich fielen der Handel mit Lebensmitteln, die Wasserversorgung der Republik, die Müllentsorgung, Ärzte, Pfleger und Krankenhäuser, Fremdenherbergen, die Bettler, die Prostitution und schließlich auch die Beaufsichtigung der Juden. In Pestzeiten sorgten sie für Abschottung und die Einhaltung der Quarantänebestimmungen.

Bis zur Pest von 1576 war die Wirksamkeit der Gesundheitsbeamten begrenzt. In Venedig wurde früh der Verdacht geäußert, dass sich die Pest epidemisch übertrage, also nicht einfach durch schlechte Luft – die allgemein anerkannte Lehrmeinung der Ärzte und Universitäten. Im Grunde war alles Glaubenssache. Bei der Pest 1575 verkündeten berühmte Doktoren, die Seuche sei diesmal nicht ansteckend – was alle Aktionen der *provveditori sopra la sanità* hintertrieb.

Als im darauffolgenden Jahr 50.000 Menschen in Venedig an der Pest starben – ein Drittel der damaligen Stadtbevölkerung – war man bekehrt. 1611 ließ sich durch strenge Maßnahmen der Gesundheitsbeamten verhindern, dass die Krankheit von Istrien auf die Lagunenstadt übersprang.

Das war der Stand 1630, als die Pest in Oberitalien wütete und auch mit enormer Wucht Teile der Terraferma entvölkerte. Den *provveditori sopra la sanità* wurde diesmal mehr Autorität verliehen. Davon zeugte unter anderem der Galgen, den man vor den Mauern des *lazzaretto nuovo* aufstellte.

Vergehen gegen die Dekrete wurden unnachdsichtig geahndet und der Henker hatte zu tun. Abermals fiel mit etwa 50.000 Toten über ein Drittel der wieder angewachsenen Stadtbevölkerung der Seuche zum Opfer. Aber ohne die scharfen Quarantänebestimmungen, die Krankenversorgung, die Versiegelung von Pesthäusern, den geregelten Abtransport der Leichen und deren Beerdigung auf dem Lido und weitere Regelungen hätte es mutmaßlich noch viel mehr Tote gegeben.

Im Frühjahr 1632 war die Pest in der Stadt vorüber. Seit Anfang des Jahres gab es weder Krankheitsfälle noch Tote. Die *provveditori* sahen trotzdem keinen Anlass, die strikten Maßnahmen zu lockern. Schließlich gab es auf dem Festland noch genug Pesttote, außerdem zog die Seuche in den Norden nach Deutschland weiter. Da galt es insbesondere auf die vielen deutschen Händler zu ach-

ten, die in ihrer Handelsbörse am Rialto, dem *Fondaco dei Tedeschi* zwar unter venezianischer Aufsicht standen, aber in Venedig wie eine Bruderschaft organisiert waren und einige Privilegien genossen – und entsprechend dachten, sie könnten sich etwas herausnehmen.

So blieben die Quarantänebestimmungen streng. Nur die Strafen waren auf Anordnung des *Rats der Zehn* nicht mehr so drastisch. Die Pest hatte genug Opfer gefordert – einen gewaltigen Aderlass an Handwerkern, Händlern und Hilfskräften. Da musste man sich schon überlegen, ob man weiterhin jeden Delinquenten an den Galgen knüpfte. Aber das wussten die Leute nicht. Schließlich konnte nur die Abschreckung mit dem Tod oder – noch schlimmer – die Verschickung auf die Galeeren verhindern, dass die Maßnahmen unterlaufen wurden, egal ob aus Gewinnsucht oder Verzweiflung.

Der *capo* der Patrouillen hatte Macht. Er durfte sofort – ohne das sonst in allen Verfahren übliche Einspruchsrecht – über das Strafmaß entscheiden. Ihn konnte der Trick mit den Fischen nicht beeindrucken. Er war lange genug im Amt um sämtliche Finten, Täuschungsmanöver, alle schlaun und törichten Ausreden zu kennen. Er schüttelte den Kopf. Was waren die Menschen nur dumm! Jeder zitterte vor der Pest. Kinder ließen ihre Eltern im Stich, Eltern ihre Kinder aus Furcht vor dem grausamen Sterben. Aber gleichzeitig durchbrachen sie die Verbote.

»*Pesci*, hä, Fische. Und warum handelst du hier? Du kennst doch die Regeln: Alle Lebensmittel müssen zur Kontrolle und dürfen nur auf den städtischen Märkten angeboten werden!«

»Natürlich, *signore*, verzeiht.« Der junge Fischer sah es ein. Er kam mit seiner List nicht durch und senkte bedrückt den Kopf. Es war aussichtslos.

»Bindet den beiden die Füße – so, dass sie noch rudern können«, befahl der *capo* seinen zwei Begleitern.

»Und nun zu euch, *tedeschi*. Ihr wollt also Fische kaufen? Du!«, herrschte er Seelos an. »Warst du schon einmal in der Stadt?«

Seelos wusste, es war sinnlos zu lügen. Auf seinen Dokumenten stand sein Name und der war in den Fremdenlisten verzeichnet, in die er bei seinem letzten Besuch eingetragen wurde.

»*Si*.«

»Dann kennst du unsere Bestimmungen und die Strafen?«

»Sì«, flüsterte Seelos mit belegter Stimme. »Aber wir haben die *bollette di sanità* von Innsbruck und vom Amt in Il Covolo.«

Ihren Heimatort Füssen mussten sie den *provveditori* ja nicht auch noch auf die Nase binden.

»Ihr habt sicher keinen Stempel von der Serenissima – oder wie-so wolltet ihr mit diesem Boot durchschlüpfen? Warum glaubt ihr *tedeschi* immer, die Verordnungen gelten für euch nicht? Warum, denkst du, schicken sie mich, der diese grässliche deutsche Sprache versteht und spricht, auf Patrouille? Weil es fast stets die Deutschen sind, die wir aufgreifen!«

Seelos nestelte seine Papiere aus einem Umschlag aus Ölpapier. »Hier, *signore*, wir haben doch die *bollette di sanità*!«

»Was wollt ihr überhaupt in der Lagune? Ist das eure Familie? Was tun diese Menschen hier?«

»Meine Brüder, Matteo und Giorgio Sellas, sind seit über zwanzig Jahren in der Stadt ansässig, *signore*. Sie sind Lauten- und Geigenbauer. Sie schreiben mir, die Serenissima sei sehr großzügig, wenn sich fleißige Handwerker in der allerdurchlauchtigsten Republik des heiligen Markus niederlassen wollen, weil doch so viele Menschen gestorben sind. Damit Venedig wieder erblühe und leuchte«, buckelte er vor dem Beamten.

»Lautenbauer, so, so. Dann kommst du gewiss nicht aus Innsbruck, sondern aus Füssen, dem Nest, aus dem alle diese Lautenmacher stammen – und dort herrscht derzeit die Pest, ist es nicht so? Lüg mich nicht an!«

»Nicht als wir abreisten, *signore*.«

»Die Abreise ging recht schnell vor sich, oder? Wo ist euer Hausrat, wo eure Instrumente? Kann es sein, dass ihr überstürzt aufgebrochen seid, dass ihr vor der großen Seuche flieht?«

»Nicht vor der Pest, *signore*, vor dem Krieg. Die Schweden sind im Anmarsch und wollen alle rechten Christenmenschen massakrieren. Wir wohnen außerhalb der Stadt und eine Belagerung und Besetzung hätten wir nicht überstanden. Ich musste doch auch meine Frau und meine Tochter vor den Soldaten retten. Von meinen Brüdern weiß ich, dass viele Häuser in Venedig leerstehen. Hausrat lässt sich billig erwerben wegen der vielen Toten. Weil ja so viele Leute fehlen.«

»Nun, für dein Töchterlein hätten wir hier auch gute Verwendung«, grinste der *capo* und leckte sich die Lippen. Seine Leute schauten ebenfalls auf das junge Mädchen, das sich schnell hinter der Mutter verbarg.

»Habt ihr Geld?«

»Nicht viel, mein Herr.« Seelos schöpfte Hoffnung. Sollte der *capo* doch käuflich sein? Nein, vermutlich nicht. Schon gar nicht vor Zeugen. *Provveditori*, die schwerer Verfehlungen überführt wurden – und Bestechlichkeit gehörte zu den schwersten – hatten einen furchtbaren Tod zwischen den Säulen der Piazzetta vor dem Dogenpalast zu erwarten. – Es hatte bisher nur wenige Verfehlungen gegeben.

»Ihr kommt für 40 Tage auf die Quarantänestation *lazzaretto nuovo*. Ihr müsst für euren Unterhalt und alle Gebühren aufkommen. Ihr zahlt außerdem zwei Lire Strafe. Wenn du das Geld nicht aufbringen kannst, bürden deine Brüder.«

Einer seiner Begleiter hatte bereits das Schreibgerät aus seiner Tasche genommen und notierte auf einem Brett die Anordnungen mit. Widerrede schien nicht vorgesehen und zwecklos.

Seelos nickte und seufzte. Es hätte schlimmer kommen können, selbst wenn die Aussicht auf die lange Quarantäne nicht verlockend war. Es drohten ihm hohe Ausgaben für den Lebensunterhalt auf der Insel, von der Strafe ganz abgesehen. Die Ansteckungsgefahr war sicher hoch, weil man immer in die Nähe von Kranken kam.

»Und ihr«, wandte sich der *capo* an die Fischer, »werdet unsere Ruder auf den Galeeren verstärken. Wie der *tedesco* so klug bemerkte, fehlen überall Leute – auch auf unseren Schiffen. Ihr werdet dort zwei Jahre dienen. Wenn ihr euch freiwillig verpflichtet, erlasse ich euch die Ketten.«

»*Grazie, signore, grazie*«, dankten die beiden. Nicht angekettet hatten sie eine reelle Überlebenschance. Angekettete Ruderer verrotteten buchstäblich in ihrem eigenen Kot bei lebendigem Leib. Und im Falle eines Kampfes auf See ...

»Ihr wolltet doch auf die *barca, tedeschi*. Nun könnt ihr einsteigen. Die Fischer werden euch freundlicherweise zum *lazzaretto nuovo* bringen. Was habt ihr als Fahrpreis vereinbart, *tedeschi*?« – »Sechs Soldi? – Die werdet ihr natürlich entrichten. Schließlich soll

alles seine Ordnung haben. Und danach bringt ihr die beiden frischen *galeotti* zum *arsenale* und übergibt sie dort!«, bedeutete er seinen Begleitern. »Wir treffen uns mittags beim *magistrato alla sanità*. Ich will mich ein wenig an der Anlegestelle umschaun und die Beamten kontrollieren.«

»Noch etwas«, er wandte sich wieder Seelos zu. »Wie viel hast du dem Hurensohn in Il Covolo für das Papier bezahlt?«

Seelos zögerte. Doch wieso sollte er den bestechlichen Zöllner schonen? »Drei Gulden, mein Herr. Aber wir mussten immerhin eine Woche warten, bevor man uns durchließ. Der Mann wollte sicher sein, dass wir nicht krank sind.«

»Nun, der Hundesohn wird noch lange an eure und manche andere Gulden denken. Er ist gerade unterwegs in die Lagune und da wird er mit den *pozzi* Bekanntschaft machen, den Gefängniszellen unter dem Palast des Dogen. Jedes Mal, wenn die Flut kommt und ihm das Wasser bis zum Hals steht, kann er darüber nachdenken, ob es besser ist, gleich zu ersaufen oder später zu hängen. Ihr müsst einer seiner letzten Klienten gewesen sein, denn wir haben ihn vor drei Tagen verhaftet. Wir haben ihn schon länger beobachtet. Was nützen die teuren Seuchenbestimmungen der Serenissima, wenn so gieriges Ungeziefer an den Grenzen sitzt und die Leute einfach gegen Bezahlung durchlässt!«

Er wedelte angewidert mit der Gesundheitsbestätigung, die er Seelos abgenommen hatte. »*Via!* Los jetzt.«

Seelos und die Seinen stiegen in die *barca* der Fischer. Die zwei Beamten folgten, Degen und Kurzmuskete in Bereitschaft. Die Fischer nahmen ihre Ruder und begannen das Boot in die Lagune hinauszuführen.

Sie ruderten langsam. Wozu sollten sie sich noch beeilen? Dichter Nebel bedeckte das Wasser, die beiden schienen allerdings nicht gänzlich orientierungslos. Gelegentlich stießen sie laute Rufe aus. Dann hatten sie offenbar früher als ihre Fahrgäste bemerkt, dass ein anderes Boot in der Nähe war. Ein ebenso merkwürdiger Schrei antwortete und manchmal sahen sie kurze Zeit darauf die Schemen eines Fahrzeugs vorbeigleiten. Nach zwei Stunden mehrten sich die Rufe, bis sie plötzlich von einem ganzen Rudel Boote umringt langsam alle in eine Richtung fuhren. Sämtliche Insassen

waren während der gesamten Fahrt schweigsam. Nicht einmal Maria hatte genörgelt und gequengelt. Jeder hing auf seine Weise seinen düsteren Gedanken nach.

»Was ist das, wo sind wir?«, flüsterte Jakob Seelos zu.

»Ich glaube, wir befinden uns in der Nähe des *lazzaretto nuovo*«, gab der leise zurück. »Offenbar ist die Quarantäneinsel immer noch gut belegt. Schau, die Boote transportieren Wasser, Lebensmittel und andere Dinge zum Eiland. Man hat mir in Brixen eigentlich bestätigt, was ich zuvor bereits von einigen Händlern erfahren habe. Die Pest ist in Venedig im letzten Winter praktisch erloschen. Ich dachte, wir sind hier sicher und die Behörden hätten die strengen Kontrollmaßnahmen schon eingeschränkt. Matteo hat einmal geschrieben, in früheren Jahren waren bis zu 10.000 Menschen auf dieser Insel. Es gab nicht mehr genug Platz und manche Leute mussten wochenlang auf Booten leben, die man rund um die Quarantänestation verankerte.«

Plötzlich sahen sie eine hohe Mauer vor sich, die den größten Teil der Insel einfriedete. Davor die Anlegestelle, an der sich die Bootsführer stritten, wer zuerst ausladen konnte. Ihre *barca* aber schwebte vorbei, ohne dass sich auf den anderen Booten Widerspruch erhob. Die Abzeichen ihrer Wächter, die während der ganzen Fahrt beobachtend neben den beiden Fischern verharrten, wurden wohl von allen erkannt und freiwillig oder unfreiwillig respektiert. Als sie zur Anlegestelle glitten, nahm ein Bootsmann eines *sandolo*, der schon am Ufer lag, sogar sein Ruder zur Hand und schob sein Boot zur Seite, damit die *barca* genügend Platz hatte. Ein Mann mit grauem Bart und ein Junge, vielleicht zwei, drei Jahre älter als Jakob, wollten gerade aussteigen, mussten aber nun warten.

Jakob betrachtete die beiden, die offensichtlich ebenfalls auf dem Weg in die Quarantäne waren, neugierig. Er hatte noch nie solche Kleidung gesehen. Jeder trug einen schmutzigen, schwarzen Umhang, der fast bis zum Boden reichte. Aus der Öffnung des Überwurfes an der Vorderseite aber schauten bunte Hemden und Hosen hervor. Auf dem Kopf saß ein schwarzer, runder, randloser Hut, den der Alte mit einem dicken Stoffband umwickelt hatte. Der bärtige Mann starrte unbeteiligt in die Luft. Der Knabe dagegen musterte Jakob aus seinen dunklen Knopfaugen, die freund-

lich aus seinem gebräunten Gesicht lugten, genauso interessiert wie er ihn.

Schon wurde Jakob wieder abgelenkt. Noch während sie anlegten, kamen zwei schwarz gekleidete Gestalten zu ihnen geeilt, wohl die Aufseher der Anlage. Als Einzige an der Anlegestelle – außer ihren Wächtern – trugen sie Degen. Ihre Abzeichen wiesen sie ebenfalls als Beamte der Serenissima aus, obwohl offenbar niedrigeren Ranges als die *provveditori*, denn sie sprachen diese höflich an. Worüber die Vier verhandelten, konnte Jakob nicht verstehen.

»Wo hast du uns da hingebracht, das ist ein Gefängnis!«, keifte Maria leise ihren Mann an. »Was machen sie hier mit uns?«

Es war das erste Mal an diesem Morgen, dass Maria Seelos den Mund aufmachte. Überhaupt war sie zur Überraschung von Jakob in den letzten Tagen recht einsilbig. Ganz im Gegensatz zu der Zeit in Füssen. Er hatte schnell gemerkt, wer im Hause Seelos das Sagen hatte. Maria war nicht wirklich zänkisch. Doch sie ging keinem Streit aus dem Wege und wenn ihr etwas nicht passte, war mit ihr nicht gut Kirschen essen. Zu Beginn der Reise gab es ständigen Hader. Sie war überhaupt nicht einverstanden, ihr einfaches, aber heimeliges Haus zugunsten einer unsicheren Zukunft in einem fremden Land aufzugeben. Immer wieder wollte sie auf ihrem beschwerlichen Weg die Umkehr durchsetzen. Erst wenn Seelos ihr die Vorstellung heraufbeschwor, was die Besatzheere – egal ob schwedische oder kaiserliche – mit den Frauen und Mädchen machten, gab sie nach und nickte, leise weinend.

So bedrückt war sie die letzten Wochen geblieben, als sei mit dem Verlassen ihrer Heimatstadt etwas in ihr gebrochen. Die ummauerte Insel weckte anscheinend ihre Widerspruchsgeister und auch die Kinder blickten besorgt die hohe Steinwand empor.

»Das ist kein Gefängnis, das ist eine Quarantäneinsel. Die Venezianer bringen die Ankömmlinge für einige Wochen unter, um zu sehen, ob sie ansteckende Krankheiten in sich tragen.«

»Wären wir doch in Rieden geblieben und dort gestorben. So werden wir in der Fremde bestattet sein. Falls die hier überhaupt jemand begraben und die Toten nicht einfach ins Meer werfen, wo die Seelen bis in jegliche Ewigkeit irrlichtern müssen.«

»Niemand von uns wird sterben«, beschwichtigte Seelos etwas

gereizt. »Wir sind gesund – und wenn wir uns von den Menschen fernhalten, bleiben wir das auch. Soviel ich weiß, bringt man jeden, der Pestsymptome zeigt, unverzüglich auf die Insel *lazzaretto vecchio*. Es gibt hier zwar ebenfalls Krankenhäuser, aber nur für Kranke mit anderen Leiden. Alle Pestkranken werden sofort isoliert und kommen vom *lazzaretto nuovo* weg!«

Inzwischen hatten die Beamten ihre Besprechung beendet. Einer der Inselbeamten brüllte ihnen in einer undefinierbaren Sprache etwas zu und winkte barsch. Offenbar forderte er sie zum Aussteigen und Mitkommen auf.

»Das ist wohl Venezianisch, was der Kerl da schreit?«, seufzte Seelos. »Wer soll diese Sprache verstehen?« Er packte seinen Reisesack und stieg als Erster an Land.

»*Tu latine loqui?*«, redete ihn der andere Aufseher etwas leutseliger an. Seelos deutete auf Jakob: »Der Kleine kann die Sprache. Los Jakob, komm her.« Der sprang mit einem Satz aus dem Boot, während sich Maria um den Rest des Gepäcks und den ständig hustenden Paul mühte.

»Übersetze deinen Leuten, was ich dir sage«, befahl ihm der Beamte nicht unfreundlich auf Latein. »Aber pass auf und mache keinen Fehler. Es könnte schlimme Konsequenzen für euch haben.« Dazu deutete er auf das Holzgestell neben dem Tor, das sie erst jetzt bemerkten. Der Anblick des Galgens jagte Jakob einen Schauer über den Rücken.

»Die Regeln hier sind einfach. Wie ich höre, kommt ihr für euren Unterhalt selbst auf. Ich kassiere pro Tag fünf Soldi Miete für den Raum, den ich euch zuweise. Lebensmittel, Holz und Wein kauft ihr auf dem Markt am Hauptplatz vor der großen Halle. Wasser holt ihr vom Brunnen, den ihr am Platz seht. Wenn der Brunnen trocken ist, müsst ihr das Wasser auf dem Markt kaufen. Neben den Häusern findet ihr Feuerstellen zum Kochen. Innerhalb der Mauern dürft ihr euch frei bewegen. Es gibt eine Kirche und ein Krankenhaus. Jeden Tag kommt ein Inspektor, dem ihr sofort meldet, wenn ihr unwohl seid, an Fieber oder Husten leidet.« Dabei deutete der Wächter auf den kleinen Paul, der unterdessen vor Erschöpfung in den Armen seiner Mutter eingeschlafen war.

»Es ist strengstens verboten, vor Ablauf der Quarantäne durch die Tore vor die Mauer zu gehen oder gar die Insel zu verlassen.

Es gibt dafür nur eine Strafe: den Galgen – egal ob Mann, Frau oder Kind. Entscheidet euch nun, ob ihr hereinkommt. Es ist der einzige Weg, die Serenissima zu betreten. Wenn ihr nicht hierbleiben wollt, müsst ihr sofort ein Boot mieten, auf das Festland zurückfahren und auf dem schnellsten Weg das Herrschaftsgebiet unserer Republik verlassen. Und ihr dürft bei strenger Strafe mindestens zwei Jahre nicht zurückkommen. Ist das klar?«

Jakob dachte kurz nach, um das Gehörte zu übersetzen und trug es Seelos und seiner Familie vor, die sich um ihn und den Aufseher scharten. Seelos zögerte nicht und nickte deutlich zum Einverständnis.

»Gut, gehen wir zum Tor. Dort wird der Schreiber eure Namen in die Meldeliste eintragen und anschließend bringe ich euch zur Unterkunft.«

Ohne eine Antwort zu erwarten ging er Richtung Tor los. Jakob blickte sich um. Die *barca*, die sie hergebracht hatte, war gerade am Ablegen und glitt auf den Nebel der Lagune zu. Es gab keinen Anlass sich zu verabschieden. Müde und gebeugt angesichts des trostlosen Schicksals, das sie erwartete, setzten die Fischer schwerfällig ihre Ruder ins Wasser.

Quarantäne im Lazzaretto Nuovo

Endlich. Heute war es so weit. Nach der Vorschrift hätten sie eigentlich 40 Tage im *lazzaretto nuovo* bleiben müssen. 40 Tage wie die Dauer der Sintflut. 40 Tage, die Moses am Berg Sinai verbrachte. 40 Tage, die Jesus in der Wüste fastete. 40 Tage, nach denen der Gekreuzigte auferstand. 40 Tage wie die Zeit der Einbalsamierung. 40 Tage wie die Zeit der Trauer. 40 Tage wie die Fastenzeit. 40 Tage wie die Reinigung und Kräftigung der Frau nach dem Wochenbett.

Jakob kannte mittlerweile alle symbolhaften Verbindungen der 40 Tage. Er hatte sich gleich am Anfang gefragt, warum sie ausgerechnet diese Frist auf der Insel bleiben sollten. Inzwischen wusste er es. Es gab mannigfache Stellen in der Bibel. Diese Zahl war für die Venezianer das Symbol für die Zeitdauer, in der der Körper gereinigt wurde.

Gestern war überraschend einer der Aufseher erschienen und teilte ihnen mit, dass sie schon nach Ablauf der fünften Woche Quarantäne gehen durften. Seit fünf Monaten traten keine Pestfälle mehr auf und daher schien die Behörde die Bestimmungen etwas zu lockern. Trotzdem war die Insel überbelegt, weil alle Reisenden, die in die Stadt wollten, hier durchgeschleust wurden. Ungeachtet der kühlen Nachttemperaturen mussten viele Menschen im Hof kampieren, nur notdürftig von ein paar alten Segeltüchern gegen die Morgenfeuchte geschützt. Womöglich gab es andere Gründe für die Erlaubnis. Man hatte ihnen nichts gesagt und es war ihnen wahrlich einerlei. Hauptsache weg und endlich in die Stadt! An diesem Abend schickten sie eine Menge Dankgebete zum Himmel.

Dabei hatten Seelos und seine Familie es auf der Insel nicht schlecht getroffen. Bei der Ankunft bekamen sie eine der raren kleinen Kammern zugewiesen – zuvor ausgeräuchert und mit Essigwasser ausgewaschen. Nach beschwerlichen Tagen der Gewöhnung hatten sie sich sogar recht gut in die eintönigen Abläufe eingelebt. Alle zehn Tage mussten sie in eine andere Zone des Geländes umziehen. Die erste nannten die Venezianer *orto*, Gemüsegarten, die zweite *prado*, Wiese, die dritte *sanità*, Gesundheit. Die vierte Zone hatte keinen eigenen Namen. Bei den Bewohnern hieß

sie nichtsdestoweniger *speranza*, Hoffnung der Quarantäne bald zu entkommen und gesund geblieben zu sein. Die Namen gingen auf die frühere Einteilung der Insel zurück. Inzwischen befanden sich die Gemüsegärten aber außerhalb der Mauern und der innere Bereich war mit Gebäuden und notdürftigen Zelten angefüllt.

Das Leben auf der Insel war teuer. Für Einwohner Venedigs, die in Quarantäne mussten – weil etwa in ihrem Haus Pestfälle aufgetreten waren – war der Aufenthalt frei. Die Verwaltung übernahm die Grundkosten. Um so schadloser hielt man sich dafür bei den Fremden. Seelos sah mit Sorge, wie seine Münzen dahinschwanden. Selbst der Briefverkehr mit seinem Bruder, den er gleich am ersten Tag nach ihrer Ankunft aufgenommen hatte, kostete das Doppelte der normalen Gebühr. Die *sopraproveditori* achteten zwar darauf, dass die Not ihrer Bürger nicht zu sehr ausgenutzt wurde, und schritten ein, falls sich jemand beklagte. Aber die Fremden, wohin sollten die sich wenden? Erst recht, wenn sie sich in Venedig niederlassen wollten – wer mochte sich gleich mit einer Beschwerde einführen? Die vielen Geschäftemacher rund um die Insel wussten dies wohl zu nutzen.

Immerhin erhielt Seelos ermutigende Nachrichten von seinem Bruder Matthäus. Ganz in der Nähe von dessen *bottega* in der Pfarre San Moisè im Sestiere San Marco waren auf dem Höhepunkt der Epidemie, im November 1630, als man in der Stadt über 11.000 Pesttote in dem einen Monat zählte, mehrere Familien von Instrumentenmachern allesamt dem schwarzen Tod zum Opfer gefallen. Die Gebäude standen leer. Matteo Sellas – wie sich der Bruder jetzt italienisiert nannte – hatte bereits alles in die Wege geleitet. Er hatte für Peter eines der Häuser mit Werkstatt gemietet. Einrichtung und Werkzeuge gab es bei Bedarf günstig auf Kredit zu kaufen. Sämtliche Räume würden dieser Tage geräuchert, so dass sie sofort nach der Quarantäne einziehen konnten.

»In ein Totenhaus ziehen! Niemals!«, schluchzte Maria, als sie von diesen Plänen erfuhr. »Da ist kein Segen drauf. Das ist verflucht und wir werden ebenfalls verflucht sein.«

»Still, dummes Weib«, schimpfte Seelos, »daheim im Haus in Rieden sind schon viele gestorben – alle unsere Vorfahren seit hundert Jahren. Hat dich das jemals besorgt? Sei froh, wenn mein Bruder hilft. Zu Hause wären wir vielleicht schon alle miteinander

tot. Oder wenn es nur mich erwischt hätte, was geschähe dann mit dir und den Kindern!«

Maria atmete ächzend und sie nickte ergeben. Sie hatte oft gesehen, welch trauriges Schicksal Familien erfuhren, denen der Ernährer weggestorben war. Für Angehörige der Füssener Gilde der Lautenmacher gab es zwar für eine Übergangszeit ein wenig Unterstützung von der Zunft. Aber wenn sich die Witwe nicht erneut verheiraten konnte, war der Weg in Armut und Elend fest vorgezeichnet.

So hatten sie am frühen Morgen ihre Habe zusammengepackt und den Raum in der vierten Sektion verlassen. Sofort kamen zwei alte Weiblein mit Räucherwerk, das sie auf den Boden warfen und entzündeten. Einen ganzen Tag lang wurde die Kammer nun geräuchert – gegen die *miasme*, die schlechten Dünste in der Luft. Zum Auswaschen brachte man Essigwasser und einmal im Jahr wurden die Wände gekalkt. Ungeziefer mag den Kalk überhaupt nicht.

Sie schlepten ihre Reisesäcke hinunter und gingen zur Wache am Tor der Anlegestelle. Das Verwaltungsregime der Stadt war umfangreich, streng, aber effizient. Ein Beamter hatte bereits ihre *bolletta di sanità* vorbereitet, auf der alle Mitglieder der Familie aufgelistet waren.

Um Jakob gab es noch ein wenig Aufregung, weil er ein eigenes Dokument benötigte. Da er minderjährig und kein Verwandter von Seelos war, musste man den Beamten erst überzeugen, dass er als Lehrjunge eigentlich doch zur Familie gehörte. Um sich Respekt zu verschaffen kramte Seelos die Bescheinigung der Serenisima hervor, die ihm sein Bruder schon besorgt hatte. Darin wurde bestätigt: Peter Seelos war nun berechtigt, in der Calle dei Preti im Haus 12 zu wohnen, dort sein Gewerbe als Lautenmacher auszuüben. Ferner durfte er Waren, die er selbst herstellte, nach den Maßregeln der Verordnung Venedigs zum Verkauf anbieten. Ansonsten war er natürlich den Steuergesetzen der Stadt unterworfen und entrichtete den Extra-Obolus für Nicht-Venezianer. Die Sperrstunden für Fremde galt es zu beachten, zu denen diese ihre Häuser und Unterkünfte nicht verlassen durften.

Das Dokument hatte drei Dukaten gekostet, die ihm sein Bruder ausgelegt hatte. Seelos kannte den Umrechnungskurs nicht, aber

es war sicher eine Menge Geld. Er hoffte, bald genug zu verdienen, um die Schulden zurückzuzahlen.

Der Beamte nahm das Papier gründlich in Augenschein, brummte etwas Unverständliches in seinem venezianischen Dialekt und siegelte schließlich ihren Gesundheitsschein, der zusammen mit der Aufenthaltsbestätigung der Weg in ihr neues Leben sein sollte. Er gab Seelos die Dokumente zurück und forderte alle mit einer Geste der Hand auf, durch das Tor zur Anlegestelle zu gehen.

Sie suchten sich einen freien Platz am Kai. Seelos musterte die verschiedenen Boote, die an Pfosten vertäut lagen und auch die anderen, die sich von der Lagune her der Insel näherten. Die *barca* seines Bruders war nicht dabei. Matteo hatte in einer letzten Botschaft gestern Abend versprochen, sie am Vormittag selbst abzuholen. Nun gut, das Warten war ihnen eine bekannte Übung.

Seelos kaufte bei einem der Händler ein paar Fladen Brot, denn in der Eile heute Morgen waren sie nicht mehr zu ihrem Frühstücksbrei gekommen. Das musste zusammen mit einigen Schluck Wein, die sie noch übrig hatten, erst einmal für alle reichen, bis sie in ihrer neuen Behausung ankamen.

Jakob beobachtete derweilen die vielen Menschen, die sich vor dem Tor der Quarantänestation tummelten. Offenbar wurden heute Morgen eine Menge Leute entlassen und entsprechend bunt war das Menschengewirr. Die aus den nördlichen Ländern wie Deutschland oder Schweden konnte man an ihrer dicken Kleidung erkennen. Manche trugen sogar noch ihre Pelze, obwohl die Morgenluft sie mit lauen Temperaturen empfing.

Er kannte inzwischen die Händler aus Russland, die Engländer und Franzosen, auch die Araber mit ihren merkwürdig um den Kopf gewickelten Tüchern. Den ganzen Schmelztiegel aus Kaufleuten, die seit Jahrhunderten von der Handelsstadt Venedig angezogen wurden, obwohl die goldenen Zeiten des Handels über das östliche Mittelmeer im Schwinden waren und die Seerepublik an allen Fronten mit enormen Problemen kämpfte. Er hatte Maler und Bildhauer gesehen, die vom verschwenderischen Luxus der Republik angelockt hier auf Aufträge hofften. Musiker aus den nördlichen Ländern und aus ganz Italien strömten hierher. Nun nach der argen Pestzeit sollte das gute Leben doch wieder begin-

nen und Musikanten für die fast täglichen Feste und auch für die vielen Kirchen gefragt sein.

Zudem gab es sehr merkwürdige Gestalten. Männer mit großen Hüten und Schläfenlocken und ihre Frauen mit bunten Perücken und Kopftüchern. Juden aus Deutschland und den östlichen Ländern, die sich vom Leben im Ghetto Venedigs eine bessere Zukunft versprachen als in ihrer alten Heimat, wo sie stets mit launischen Fürsten und einem aufgehetzten Mob rechnen mussten. Wo schon die Hetzpredigt eines fanatischen Wandermönchs den immer schwelenden Funken des christlichen Judenhasses voll zu entzünden vermochte und die Meute dann erbarmungslos in die Judenviertel eindrang. Von Glück konnte da die jüdische Gemeinde sprechen, wenn der fürstliche, bischöfliche oder königliche Schutzherr nur den Vertrag brach und die Gemeinde auswies – nachdem er und sein Hofstaat von den Juden genug Geld und Kredite abgeschöpft hatten, die man auf diese Weise natürlich nie mehr zurückzahlen musste.

Dann gab es die Händler aus der Levante, dem ganzen östlichen Mittelmeerraum. Dabei die Sephardim, Juden, die von den katholischen Königen von der Iberischen Halbinsel vertrieben worden waren und in den Ländern am Mittelmeer, besonders aber im Osmanischen Reich, eine neue Heimat gefunden hatten. Darunter viele Marranen. Diese Juden waren in Spanien und Portugal zwangsgetauft oder unter enormem Druck gezwungen worden, zum Christentum überzutreten. In ihren farbigen Kleidern und Kopftüchern glichen sie bunten Vögeln.

In den ersten Tagen in der Quarantänestation war er all diesen Juden aus dem Weg gegangen. Christismörder waren sie. So hatte er es im Dorf vom Pfarrer gelernt und so hatten es die Patres immer wieder gepredigt. Mit Grausen dachte er an das Theaterstück, das sie bei den Jesuiten am Kolleg im Damenstift aufführten. Er musste dabei die Rolle eines Juden spielen. Diese Schmach! Er mochte nicht daran denken, wie die anderen Schüler spotteten.

So reagierte er zunächst auch nicht, als ihn der junge Marrane ansprach, den er bei ihrer Ankunft im Boot an der Anlegestelle betrachtet hatte. Sie waren sich am Brunnen begegnet beim Wasserholen. »*Germania?*«, hatte ihn der Junge freundlich gefragt und dabei mit einer Geste quasi über die Alpen hinweg nach Norden

gedeutet. Doch Jakob hatte nur unwillig genickt und getan, als sei er vollauf mit seinem Krug beschäftigt. Und doch war er neugierig auf das Fremde, das dieser Junge verkörperte. Am nächsten Tag nickte er immerhin zur Begrüßung, als sie sich begegneten, und am übernächsten war es Jakob, der ihn ansprach und auf Latein fragte, woher er komme. Die Wißbegier hatte gewonnen.

Er ignorierte Marias Verbot, mit Leon zu verkehren. Erschrocken hatte sie mehrmals das Kreuz geschlagen, als sie die beiden zum ersten Mal zusammen sah. »Das sind Christumörder«, hatte sie gezischt, Jakob an der Hand genommen und ins Haus gezogen. »Hüte dich vor denen. Sie bringen dem christlichen Menschen immer und überall Unheil. Kein guter katholischer Christ pflegt Umgang mit ihnen. Das hat schon unser gütiger alter Pfarrer in Rieden gepredigt, wenn jüdische Hausierer ins Dorf kamen.«

Ihr Mann jedoch hatte nur abgewinkt, als Maria die Sache aufgeregt vortrug. »Sind auch Menschen, lass sie leben. Ich habe manches Instrument an jüdische Händler verkauft. Es war immer ein guter Handel. Außerdem, Jakob sagt, dieser Leon sei Marrane, ein Konvertierter. Das heißt, er ist getauft und ist nun ein Christenmensch wie wir. Man sagt, bei den Marranen gebe es einige, die sich aufs Instrumentenmachen verstehen. Der Jakob soll ihn fragen, ob er jemanden in der Familie hat.«

So hatte sich Jakob nicht weiter um Marias Warnungen gekümmert und erforschte mit Leon in den kommenden Wochen alle Winkel der Quarantänestation. Da sie zur selben Zeit angekommen waren, wechselten sie auch gleichzeitig die Sektionen. In den ersten zwanzig Tagen durften sie sich nur in ihrem Bereich aufhalten und sie hielten aus Furcht vor Ansteckung die Regeln strikt ein. Nach dem Umzug in die *sanità* wurden sie übermütiger und begannen in allen zugänglichen Winkeln der ummauerten Quarantänestation herumzuströmen.

Anfangs war auch Georg mit im Bunde. Aber da er kein Latein konnte, gab es kaum eine Verständigung mit Leon. Und Jakob war so mit dem neuen Freund und dessen für ihn unbekannter Welt beschäftigt, dass er Georg selten beachtete. Der trottete ein paar Tage missmutig hinter den beiden her und blieb schließlich weg. Das dünne Band der Freundschaft – unter den Entbehrungen der Reise entstanden – war vergessen.

Bald lernte Jakob auch Leons Onkel Jaakov kennen, der zunächst recht abweisend wirkte. Dass Jakob Geigenbauer werden wollte, nahm ihn jedoch mehr und mehr für seinen jungen Namensvetter ein. Onkel und Neffe kamen gerade von einer Handelsfahrt von Alexandria zurück. Leon durfte mit zur See, um das Reisen, das Geschäft und die Kontakte kennen zu lernen. Selbstverständlich sollte er Händler werden und er saugte wissbegierig alles auf, was er sah und las.

Als Marranen hatten die beiden im Unterschied zu Seelos' Familie keine Verkürzung der Quarantäne erhalten, man berechnete ihnen eine höhere Miete für ihre Kammer und sie mussten außerdem für den Platz im *tezon grande* bezahlen, dem großen Gebäude, wo ihre Warenballen ausgeräuchert wurden.

Obwohl sie dort nichts zu suchen hatten, streifte Jakob mit Leon mehrmals durch diese Halle. Nicht nur Waren stapelten sich da – auch ein Teil des ankommenden Schiffsvolkes musste in dem riesigen, über 100 Meter langen und 22 Meter breiten Gebäude die Quarantänezeit absitzen und mit einem einfachen Lager vorlieb nehmen. Die Männer spielten Tag und Nacht und mancher verlor in diesen Wochen seinen gesamten Lohn der vergangenen Seereise. Besonders faszinierten Jakob die unzähligen Inschriften an den Mauern. Mit Leons Hilfe versuchte er zu entziffern, wer hier schon alles gewartet hatte. Die *graffiti* kündeten von endlosen Stunden, die zäh verrannen, von der ständigen Angst der Reisenden, ob sie nicht doch eine Krankheit, vielleicht sogar die Seuche in sich trugen und bereits die letzten Tage ihres Lebens anbrachen.

Leon wusste viele Dinge zu erzählen, von denen Jakob vorher keine Ahnung hatte. Sie verständigten sich notdürftig auf Latein. Jakob kapierte zwar nicht alles, denn der Marrane hatte eine merkwürdige Aussprache. Erst wenn dieser die Worte in den Sand schrieb, begriff er manchen Sinn. Meist kritzelte Leon dann gleich den entsprechenden Ausdruck auf Italienisch oder besser gesagt auf Venezianisch auf den Boden. So lernte Jakob in diesen Wochen eine Menge von dieser fremden Sprache, die Latein in vielem so ähnlich und doch wieder so anders war.

Leon war in Venedig aufgewachsen und beschrieb ihm das Gewirr der Gassen und Kanäle, die prächtigen Bauten und Kirchen – auch die Viertel, wo die Juden wohnen mussten. Italienische Juden

sowie die aus Deutschland und den östlichen Ländern lebten im *ghetto nuovo*, das trotz seines Namens das älteste Judenquartier der Stadt war. Die aus Spanien und der Levante im *ghetto vecchio*. Leon hatte gehört, bald solle es eine Erweiterung, ein *ghetto novissimo* geben. Dorthin wollte sein Vater gerne mit seiner Familie umziehen. Die Serenissima ermunterte die levantinischen Juden nach der Pest förmlich zum Zuzug. Man hoffte, ihre Fähigkeiten und Verbindungen könnten dem Handel nach dem großen Niedergang der letzten Jahre den erwünschten Aufschwung verleihen.

»Du bist doch Marrane, also Christ. Was wollt ihr da im Judenviertel?«, fragte ihn Jakob einmal verständnislos. Leons Familie war zwangsgetauft und wie so viele Marranen lebten sie in der Fremde in einer doppelten Existenz: nach außen als Christen, aber im Inneren und im eigenen Heim als Juden. Das war gefährlich, denn überall fahndete die heilige Inquisition nach solchen Doppelexistenzen. Einige Päpste definierten die Zwangstaufe als nicht existent, die Marranen also weiterhin als Juden. Die meisten jedoch erklärten sie zu Ketzern, die unbedingt vor die Inquisition zu bringen waren. Wie in vielen Dingen verfuhr die Serenissima auch in der Angelegenheit der Juden und Marranen höchst pragmatisch. Gegen Rom bei Bedarf mit scheinbaren Zugeständnissen, gegen die Juden mit höheren Steuern.

Die Stadt wusste ihre Juden zu schätzen. Schon fast hundert Jahre brachte die *nazione tedesca*, wie die alteingesessene Gruppe der italienischen und der Juden von jenseits der Alpen bezeichnet wurde, der Lagunenstadt enorme Summen ein. Ohne die Beträge aus ihrer Aufenthaltsgenehmigung – der *condotta* – wäre mancher der vielen Kriege nicht zu finanzieren gewesen. Bei Bedarf hatte man für die jüdischen Gemeinden noch Zwangsdarlehen aufgelegt, von deren Rückzahlung nie die Rede war. Das war nicht anders als in vielen anderen europäischen Städten. Aber im Gegensatz zu Deutschland, Polen, Spanien und Portugal mussten die Juden Venedigs nie Sorge vor Mord und Totschlag haben, somit war die Seerepublik schon fast das halbe Paradies.

Leon hatte bei der Frage nur mit den Schultern gezuckt. »Wir sind beides und leben auch so. Die Juden verachten uns, weil wir vom Glauben der Väter abgefallen sind – unsere Eltern hätten sich wohl lieber verbrennen lassen sollen. Und die Christen misstrauen

uns, weil wir ehemalige Juden sind. Es ist nicht leicht, aber wir versuchen uns einzurichten. Wir machen Geschäfte mit den Christen und den Juden und leben so, wie es die Umgebung von uns verlangt. Was sollen wir auch tun? Hast du einen Vorschlag?» Jakob konnte daraufhin nur entschuldigend den Kopf schütteln. Die Dinge mit den Religionen waren doch nicht so einfach auseinanderzuhalten, wie es die Patres in der Schule gelehrt hatten.

Ein lauter Ruf ließ Jakob aufschauen. Er hatte nicht bemerkt, wie eine *barca* angelandet war, deren Bootsmann eben heraussprang, auf Peter Seelos zulief und diesen umarmte. Matteo Sellas war gekommen, um sie in die Stadt und die neue Existenz zu holen. Endlich nach Venedig!

Jakob stieg in das Boot ein. Er freute sich, nach allem in die Lagenstadt zu kommen. Aber mit seinem Kopf war er noch bei Jaakov. Der hatte ihm von der Geometrie erzählt, wie man Quadrate, Rechtecke, Vielecke und daraus manch andere Figuren konstruierte. Angeblich ließen sich auf diese Weise sogar die idealen Umrisse eines Instruments errechnen. Er sagte, in Spanien hätten sie so die Maße der *Vihuela*, eines beliebten Zupfinstruments, aufs vorzüglichste ausgetüfelt. Das wollte er sich unbedingt aneignen. Jaakov hatte mehrmals vom Pentagramm des Pythagoras gemurmelt – dieser fünfzackige Stern sei der Ausgang aller vollkommenen Formen. Eine vollkommene Form für eine Geige! Das musste er lernen. Er musste Jaakov so bald wie möglich wiedersehen.

Kapitel II – Mittwoch, 23. Mai 2012

»Guten Tag, mit wem spreche ich?« »Hier ist Jürgen Meinhard aus Gauting.« »Herr Meinhard, herzlichen Glückwunsch. Die erste Hürde im Gewinnspiel ist geschafft. Sie sind zu uns durchgekommen. Nun zur Frage für den Jackpot, der inzwischen unglaubliche 8.000 Euro beträgt. Wie viele Songs wurden heute Morgen zwischen sieben und acht Uhr auf dem Gute-Laune-Radio vollständig gespielt?«

»Was ist los?« Rudi Meier wälzte sich einmal im Bett herum und tastete mit dem Arm nach seinem Radiowecker.

»Achtzehn?«

»Nein. Schade!«, heuchelte der gut gelaunte Gute-Laune-Moderator. »Beinahe. Es waren nur siebzehn. Der achtzehnte Song wurde nicht voll ausgespielt. Jammerschade! Damit hat morgen wieder ein Hörer die Chance auf den Jackpot, der sich nun auf unglaubliche ...«.

»Wo ist das verdammte Teil?« Rudi Meier hatte die Augen aufgeschlagen und versuchte sich in seinem Schlafzimmer zu orientieren. »Ah, da drüben.« Er seufzte und wand sich aus dem Bett, tapste zum Fenster und hieb auf den Wecker ein.

Es war spät geworden letzte Nacht. Bis drei Uhr früh hatte er gearbeitet – und wusste doch, wie schwer er am Morgen aus den Federn kam ohne seine acht Stunden Schlaf. Daher postierte er in weiser Voraussicht den Radiowecker außer Reichweite. Er wollte unbedingt um halb acht aufstehen. Auf die harte Tour: aufwachen mit dem Gute-Laune-Radio, statt wie sonst mit klassischen Klängen. Die Uhr zeigte bereits zwanzig nach acht, wie er entsetzt feststellte. Der Dudelfunk hatte ihn fast eine Stunde eingelullt.

Er musste vor halb neun dringend seinen Chef anrufen. Ein mulmiges Gefühl befahl ihm bei der Erinnerung an den gestrigen Tag. Wie er sich die Initiative hatte aus der Hand nehmen lassen und überstürzt aus London abgereist war! Nun, das Gespräch im Flieger mit Leonie Hull – oder besser der Vortrag von Leonie – war höchst informativ gewesen. Wenn er es sich recht überlegte, konnte die Story nur gewinnen. Statt das x-te Feature vom Mythos der Stradivaris würde er – mit einem Quäntchen Glück – die feine

Geschichte der Wiederbeschaffung einer verschwundenen Stainer-Geige und ihres Geheimnisses liefern können. Dazu ein wenig Hintergrund zu diesem genialsten deutschen Geigenbauer: Nationalistische Suppe funktionierte auf allen Ebenen wieder. Mysterien und Mythos ebenso. Warum sollten nur die Italiener immer den Ruhm der alten Violinen abschöpfen?

Den Menschen Jakob Stainer aus dem Nebel des Unwissens, fehlender Fakten und Legenden treten lassen! Sein schwieriger Charakter, seine überlieferte Anklage wegen Ketzerei, sein Venedig! Das war doch Stoff von ganz anderem Kaliber als ein biederer Stradivari, der sein gesamtes Leben nicht aus Cremona herauskommt – dort brav bis ins hohe Alter von 90 Jahren in Serie seine fantastischen Instrumente baut.

Wie die meisten Menschen wollte Rudi Meier am Morgen als Erstes zur Toilette. Aber heute schlurfte er gleich in den Arbeitsbereich seines Wohn- und Lebezimmers. Er müffelte, roch sich selbst, die Blase drückte. Es war fast halb neun, höchste Zeit den Chef anzurufen. In ein paar Minuten ging im Verlag der Hühnerstall los: Permanent stand jemand in der Tür, der eine Auskunft oder Entscheidung einforderte, ein Meeting jagte das andere, das Telefon klingelte ununterbrochen.

Die Vorstellung ließ ihn schauern und er beglückwünschte sich wieder einmal für den Vorzug, auf diesem Außenposten arbeiten zu dürfen. Spätestens nach einem Tag in der Redaktion kam ihm sein Job hier wie der reine Kuraufenthalt vor.

Er kniff die Beine zusammen und wählte die Kurzwahl.

»Andresen«, tönte ein Bass aus der Freisprechanlage. Der Ressortleiter hatte das Gespräch sofort angenommen. Rudi Meier besaß eine spezielle Durchwahl mit eigenem Signalton, die er nur bei sehr wichtigen Anrufen verwenden sollte. Das war ein sehr wichtiger Anruf.

»Was machst du in München, wolltest du nicht dieser Tage in London recherchieren?« Andresen nahm jederzeit alle Details um sich herum wahr – dazu gehörte die Telefonnummer des Anrufers auf dem Display.

Auf Rudi Meiers Lagebericht zu den Änderungen an der Reportage kam umgehend die Einschätzung: »Überzeugt mich: Stainer gibt das Bild eines wilden Kerls. Das macht sich gut. So soll der

Künstler sein: turbulentes Leben, bedeutende Werke. Das will die Zielgruppe lesen – sagt unser aller oberster Chefredakteur.«

»Die feine Ironie des Kenners«, ging es Rudi Meier durch den Kopf. Andresen, ein Kulturjournalist alter Schule, verfügte über einen enormen Bildungshintergrund, hatte Manieren und wusste, zu welcher Gelegenheit man was anzieht. Er war mit vielen Künstlern gut bekannt – ohne aber je die Distanz zu verlieren.

Kurz, er war eine Respektperson, deren Ruf auf Wissen und Können aufbaute. Die Kumpanei zwischen Journalisten, Politik, Wirtschaft, Kultur- und Sportbetrieb ging ihm auf die Nerven. Da fehlte ihm der Abstand und er wusste, wie leicht sich manche Kollegen mitunter manipulieren ließen. Auf Du und Du mit Herrn und Frau Wichtig platzten sie vor Stolz und vergaßen die Neutralität, die ihre Aufgabe war.

Andresen trauerte alten Zeiten hinterher, hatte aber inzwischen resigniert. Mehrere private Schicksalsschläge nahmen ihm die Kraft, wider den Stachel zu löcken. Er versuchte, seinen Job so gut wie möglich zu machen. In zwei Jahren war es ohnehin vorbei – sie würden ihn in die Altersteilzeit drücken, ob er wollte oder nicht. Die Jungdynamiker scharrtten reihenweise mit den Hufen, um seinen Platz einzunehmen.

»Das hättest du mir auch mailen können!«, brummte sein Bass aus Rudi Meiers Telefon.

»Ich möchte, dass wir die Geige zurückkaufen. Das brächte den ganz dicken Coup. Wenn wir die Versicherung einschalten, diktieren die die Bedingungen. Wer weiß, ob ich dann überhaupt bei der Übergabe dabei sein kann und welche Interna ich schreiben darf.«

»Wie viel?«

»Eine Forderung ist noch nicht eingegangen. Ich vermute, sie wird sich um die hunderttausend bewegen. Die sollten wir bereithaben. Fünfundzwanzigtausend in Reserve. Und äh, ja, eventuell kommt es zu zusätzlichen Spesen für Aufwendungen, die wir konventionell nicht abrechnen können.«

»Spinnst du? 100.000 Euro für eine Geschichte über eine alte Geige? Vergiss es!«

»150.000! Vielleicht ein paar Euro mehr«, wiederholte Rudi Meier nachdrücklich. »Wir bekommen das Geld von der Versicherung zurück.« Er wusste, was nun kam. Wenn es um Kohle ging,

musste der Chef zunächst immer ablehnen. Ein wenig Hin und Her gehörte zum rituellen Ablauf.

»Und außerdem: Es gibt da noch ein Geheimnis um dieses Instrument, das wir exklusiv lüften könnten. Als Erste. Weltweit. Mit entsprechenden Lizenzmöglichkeiten der Fakten und Bilder! Eine Sache, die vermutlich ein völlig neues Licht auf die Person Stainers werfen wird.« Er lehnte sich damit weit aus dem Fenster, das wusste er. Aber der Köder saß.

Etwas weniger knurrig kam es aus dem Lautsprecher: »Welches Geheimnis? Geht es ein bisschen präziser?«

»Nun, wahrscheinlich ist in dem Instrument ein Dokument versteckt. Wie es aussieht, eine Nachricht von Stainer selbst. Das wäre eine Sensation, immerhin handelt es sich um Stainers letzte Geige!«

»Dokument! Sensation! Ich glaube es nicht! Vermutlich vergrub er seine Tagebücher in der Violine?! Ich sehe schon den Aufmacher: Exklusiv. Nur bei uns. Die Stainer-Journale aus dem 17. Jahrhundert«, höhnte Andresen.

Er spielte auf eines der größten Desaster im deutschen Journalismus an: die Veröffentlichung der gefälschten Hitler-Tagebücher 1983 bei den Kollegen vom *Stern*. Seither waren überraschend auftauchende alte Dokumente der *running gag* in der Branche. Jedes Medium war übervorsichtig geworden, wenn ihm bisher unbekanntes historisches Material angeboten wurde.

»Bekommen wir eine Garantie von der Versicherung zwecks Übernahme des Rückkaufpreises?«

»Mit Sicherheit – vermutlich problemlos. Aber ich möchte die Assekuranzler im Moment gerne außen vor lassen. Sobald wir die Brüder einschalten, wollen sie den Deal mit ihrem eigenen Personal nach bewährtem Muster durchziehen. Die machen das am Kunstmarkt häufig, haben ihre ausgebildeten Leute und ihre speziellen Tricks. So bekommen wir die Geige vor der Rückgabe nicht mehr in die Hand, um sie zu untersuchen.«

»Hmm, hmm«, summte es aus der Leitung. »Wir könnten mit dem Museum und der Versicherung eine Vereinbarung treffen: Wir sind bei der Übergabe und der Inspektion des Instruments anwesend und dürfen exklusiv darüber berichten. Das wäre doch der einfachste und sicherste Weg.«

»Es gibt nur einen Haken«, entgegnete Rudi Meier. Das Museum hatte bisher kein Interesse, die Geige auf ihr Geheimnis hin zu untersuchen. Das wurde ihnen vor dem Diebstahl angeboten – völlig kostenlos. Seltsamerweise war man nicht interessiert. Kurz nach dieser Offerte ist das Instrument verschwunden. Eigenartiger Zufall, nicht?«

Andresen brummte: »Ja, recht merkwürdig. Könnte tatsächlich eine gute Geschichte drinstecken. Wer ist übrigens *wir*? Arbeitest du nicht allein?«

»Ich habe gewissermaßen einen exklusiven Berater in Sachen Stainer. Besser gesagt, eine Beraterin. Spezialistin in Leben und Werk Stainers sozusagen.«

»Darf man vielleicht einen Namen erfahren? Oder brauchst du dafür Informantenschutz?«, ätzte Andresen.

Rudi Meier zögerte kurz. »Leonie Hull, gelernte Geigenbauerin und studierte Musikwissenschaftlerin – mit Schwerpunkt auf dem 17. Jahrhundert nördlich der Alpen.«

»Spielt auch im Ensemble *La banda settecento*. Ja, da hast du eine hervorragende Quelle aufgetan.«

»Du kennst Leonie?«

»Ich machte die Bekanntschaft von Frau Dr. Hull bei einem Künstlergespräch in Regensburg vor einigen Jahren.«

Andresen betonte die förmliche Anrede und den akademischen Titel, ging jedoch nicht darauf ein, dass Rudi Meier mit Vornamen von seiner Beraterin sprach.

»Sehr kompetente Person – obwohl der Interpretationsstil der Darmsaitler nicht unbedingt meine Sache ist. Aber interessant, hochinteressant.«

Auch hier war Andresen alte Schule. Er war mit den lang gezogenen Bogenstrichen Karajans, den verschmalzten Interpretationen barocker Musik groß geworden, die ihn geprägt hatten. Doch er war stets neugierig genug geblieben, um neue Ansätze nicht einfach zu verachten, sondern zumindest zu beobachten. Bis heute versuchte er, seinen eigenen musikalischen Geschmack nie mit einem objektiven Urteil zu verwechseln. Eine äußerst seltene Eigenschaft in diesem Metier.

»Du bist in guten Händen. Ich sehe mal, was sich machen lässt. Wir haben um elf Uhr *kleine Lage* im Oberstock. Danach werde ich

mit dem Finanzer verhandeln. Du bekommst mittags eine Mail von mir und bis morgen die endgültige Entscheidung, gegebenenfalls mit den Details. An die Krypto-Adresse. Alles Gute. Ich muss los.«

»Jappadappaduh«, rief Rudi Meier, als er auflegte und mit zusammengekniffenen Beinen ins Badezimmer stakste. Es war besser gelaufen als gedacht.

Sehen, was sich machen lässt, bedeutete bei Andresen: Die Sache war durch. Klar, er musste sich in der Konferenz mit den Ressortkollegen und den Chefs abstimmen. Alle anderen waren zweifellos wie immer der Ansicht, niemanden würde dieses Thema im entferntesten interessieren und der Etat sei völlig überzogen. Aber Andresen war ein gerissener Fuchs, der sich durchzusetzen vermochte. Ein paar Andeutungen über die Geheimnisse einer alten Geige, denen sie auf der Spur seien, vor allem ein Raunen von zusätzlicher Auflage, kostenloser Reklame und vermutlich sogar weiteren Einnahmen aus internationaler Lizenzierung.

Das waren die Argumente, die Chefredakteure heute hören wollten. Nicht ob die Geschichte wirklich gut war, sondern ob sie gut aussah und man damit dem Deckungsbeitrag des Objekts nutzte.

Andresen war in dieser Hinsicht völliger Opportunist geworden und spielte das Spiel mit allen Tricks. Sonst hätte er sich schon lange nicht mehr an seinem Platz gehalten. Schwieriger würde die eigentliche Freigabe des Geldes vom Controlling verlaufen. Diese Erbsenzähler wollten inzwischen ja für jeden per Spesen abgerechneten Straßenbahnfahrschein eine Rentabilitätsrechnung. Was dann erst bei größeren Beträgen!

Rudi Meier saß jetzt endlich auf dem Klo und war guter Dinge. Andresen vermochte diese lästigen Formalitäten alle zu regeln. Und Leonie hatte also einen Dokortitel, so, so. Madam ganz gelehrt. Da wollte er später nachfassen.

Nach einer kurzen Dusche setzte Rudi Meier Teewasser auf und schaltete sein Notebook ein. Das war sonst seine erste Tätigkeit nach dem Aufwachen: Computer ein, neue E-Mails checken, die Nachrichtenlage überfliegen. Heute war der Anruf das Wichtigste gewesen. Mail 7 von 38, Mail 8 von 38. Na ja, das ging ja noch.

Obwohl: Wie für einen Großteil der berufstätigen Menschheit war der Kommunikationskanal E-Mail auch für Rudi Meier zu einem echten Problem geworden. Selbst mit Spamfilter. Allein vom Verlag kamen heute Morgen 22 Nachrichten von diversen Verteilern. Ob er wollte oder nicht. Was gingen ihn Einladungen zu Vernissagen an, Eröffnung eines architektonischen Wundertempels etc. Zwar filterte und sortierte das Programm automatisch in entsprechende Unterordner, aber wie sich früher der unerledigte Posteingang auf dem Schreibtisch stapelte, wuchsen nun diese Ordner furchterregend an. Irgendwann musste man sie durcharbeiten. Er traute sich nicht, einfach alles zu löschen. Wie seine Leidensgenossen quälte Rudi Meier die ständige Furcht, er könne in dem riesigen Haufen Post die wirklich wichtige Nachricht übersehen – die entscheidende, die die ganz große Story brachte.

Heute erspähte er die gesuchte E-Mail in der Eingangsliste sofort. Vom Absender: *stainer1682@gmx.net*. »Haben Sie Interesse an einer interessanten Geldanlage im Umfang von 250.000 Euro? Dann wählen Sie um 12:17 Uhr die Nummer +49176382798652.«

»So ein Depp«, dachte Rudi Meier ...

Hat Ihnen diese Leseprobe gefallen? Sind Sie neugierig wie es weiter geht mit Rudi Meier, Leonie und natürlich Jakob Stainer?

Unter **www.jakob-stainer.de/Kaufen** finden Sie die Bezugsquellen, bei denen Sie »Stainers letzte Geige« kaufen können. Als Paperback und als E-Books für den Kindle und Epub-Reader. Und natürlich freue ich mich über Ihre Bewertungen in den Shops und Empfehlungen bei Ihren Freunden und Bekannten.

Ihr Heinz Peller